

NaNoWriMo 2018 - Spiderman liegt falsch

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1 Gustav, Roland, die Fußmatte und Spiderman	3
Kapitel 2 Scrabbie, Otte und der Gartenzwerg	5
Kapitel 3 Freitagabend, Fußball und Otte.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 4 Konstanze	15
Kapitel 5 Gustavs Geheimnis	18
Kapitel 6 Hinter der Tür, die nicht verschlossen war	20
Kapitel 7 Gustav und die Fabrik.....	24
Kapitel 8 Totensonntag und andere Gespenster	25
Kapitel 9 Gustavs Nachricht.....	28
Kapitel 10 Scrabbie und die andere Konstanze und Otte	29
Kapitel 11 Roland, nur Roland	36
Kapitel 12 Schon wieder Otte und Marlene	39
Kapitel 13 Gespenster im Schaumbad.....	42
Kapitel 14 Die beiden Schwestern.....	45
Kapitel 15 Roland und die Frau mit seiner Lieblingsfarbe im Namen	52
Kapitel 16 Das zweite Mal mit Marlene	55
Kapitel 17 Scrabbie, Roland, Lysander und die Schaukel	58
Kapitel 18 Konstanzes Tagebuch I.....	64
Kapitel 19 Konstanzes Tagebuch II Gustav und Lysander und schaukeln	70
Kapitel 20 Der Brand und noch mehr Fragen	75

Kapitel 1
Gustav, Roland, die Fußmatte und Spiderman

Kapitel 21 Nach dem Brand	84
Kapitel 22 Ein Tag blau, ein Kuss für Roland und noch ein Kakaogespräch.....	88
Kapitel 23 Wenn mein Leben und ich eine erfundene Geschichte wären	96
Kapitel 24 Schattenboxen	104
Kapitel 25 Das Leben verschwindet im Nebel	109
Kapitel 26 Konstanzes Tagebuch III – Konstanzes Geheimnis ist längst keins mehr	114
Kapitel 27 Scrabbie, das Sommerkleid und die neue Mutter.....	118
Kapitel 28 Gustav räumt auf und steigt noch einmal mit dem Schatten in einen anderen Boxring.....	122
Kapitel 29 Roland macht die entscheidende Aussage.....	125
Kapitel 30 Konstanzes Tagebuch III - Konstanze und Kasper	128
Kapitel 31 Geburtstagskakao und Mondbier.....	132
Kapitel 32 Ein seltsamer erster Advent und ein neuer Bruder.....	135
Epilog	140

Kapitel 1

Gustav, Roland, die Fußmatte und Spiderman

Wenn dir ein Kiosk gehört wie mir, dann ist das so, als würdest du jeden Tag in der Küche einer großen Familie sitzen und alle Neuigkeiten direkt vom Küchentisch erfahren. Und immer kommt jemand auf einen Kaffee vorbei, setzt sich dazu und erzählt was. Ich kenne mich aus in meiner Familie und Nachbarschaft, und zu der gehört auch Roland.

Roland wohnt mit seiner Mutter zwei Kreisverkehre und eine Haltestelle die Straße runter, in dem alten Fachwerkhaus neben dem Parkplatz, auf dem bis zum Herbst ein ähnlich altes Haus gestanden hat.

Jedes Mal, wenn Roland in meinen Kiosk kommt, hat er einen Anspitzer in der linken Jackett-Tasche. Die ist schon ganz ausgebeult, denn es ist noch mehr darin. Das Jackett hat grauweiße Streifen und ist ihm viel zu groß. Die Ärmel sind mehrmals umgekrempt. Er trägt es, seitdem sein Vater mit seinem älteren Bruder ausgezogen ist. Das war vor einem halben Jahr, einen Tag nach seinem 13. Geburtstag. Seitdem trägt er auch dieses grüne Neon-Baseballcap seines Bruders. Nicht einmal hier drin nimmt er die Kappe ab. Wird es ihm zu laut, zieht er sie noch tiefer in sein blasses Gesicht.

„Vielleicht ist er ja beim selben Friseur wie du!“ Otte, der hier täglich seine Bierration abholt, hat sich das mal zu sagen getraut und dabei auf meine Glatze angespielt.

„Zwei verschiedene Dinge können sich nur gleichen - nicht selben!“, erklärt Roland vom Fenster.

„Willst du weiter das gleiche Bier hier holen?“, frage ich Otte. Der schweigt, bezahlt und verlässt meinen Kiosk.

„Ich hatte früher auch so einen“, sage ich und zeige auf Rolands Anspitzer.

Das ist so einer aus Plastik mit Auffangbehälter für die Bleistiftspäne. Den stellt er in die rechte obere Ecke auf den kleinen weißen Tisch. Der steht in der Ecke am Schaufenster neben dem Kühlschrank für die Getränke. Immer in derselben Reihenfolge holt er erst einen feinen Haarpinsel, ein abgerundetes weißes Lineal und einen gelb-weiß gestreiften Bleistift aus der Tasche und legt sie sorgfältig dazu.

Ich lege Roland immer eine Rolle Butterbrotpapier auf den Tisch, denn er paust alles ab, was ihm unter das Papier gerät. Eigentlich braucht er das Papier gar nicht zum Abpausen, denn er kann mit seinem fotografischen Gedächtnis alles zeichnen.

Roland hat feste Gewohnheiten, so wie die anderen Jungs in seinem Alter Smartphones und Computerspiele haben. Roland hat beides nicht. Er mag die Farbe Grün und er mag Comics. Nie verlässt er meinen Kiosk ohne die Bleistiftspäne mit dem Pinsel sehr sorgfältig aus dem Auffangbehälter in den Mülleimer neben der Eistruhe zu entfernen. Eis mag er nicht.

„Da frieren meine Zähne“, erklärt er mir.

Und noch nie hat er meinen Kiosk mit seinen grünen Turnschuhen betreten, ohne die Fußmatte genau parallel zur Treppenkante zu legen und dann über die Fußmatte drüber auf die erste und zweite Stufe zu steigen.

Die Kirchturmuhren schlägt einmal. 16:15 Uhr. Roland steht in der geöffneten Tür zu meinem Kiosk und bleibt auf der ersten der zwei Stufen stehen, schaut mich an und rührt sich nicht.

„Roland, komm rein, du stehst im Weg!“ Ich komme um die Theke und schaue auf die Fußmatte, die liegt gerade, parallel zur Türkante und nicht schief, das kann es nicht sein.

„Nein!“, sagt Roland und bleibt stehen.

„Kannste mal an die Seite gehen?“ Otte kommt mit seinen zwei leeren Bierflaschen und will vorbei, Roland bewegt sich nicht und Otte schimpft vor sich hin, aber bleibt draußen vor der Tür auf dem Bürgersteig stehen.

„Nein!“, sagt Roland und bleibt stehen.

„Ey Alter, mach 'ne Fliege!“ Der Nächste. Karl kommt für sein tägliches Nachmittagsbierchen vorbei und stellt sich neben Otte. Jetzt schimpfen sie beide. Ihre Bierfahnen wehen ihren langen Vormittag hinein.

„Nein!“, sagt Roland und bleibt stehen.

Ich schaue in den hinteren Gang. Das obere Fach im Regal für die Zeitschriften, ganz links und überprüfe Rolands Lieblingscomics.

„Gustav, die Spiderman-Comics sind vertauscht. Ich mach das mal eben!“, sagt eine Stimme hinter Roland. Das war Scrabbie. Klein und schlank, am liebsten in Schwarz, quetscht sie sich blitzschnell an Otte und Karl vorbei und zwischen Roland und dem Türrahmen hindurch, um ihn nicht zu berühren und ordnet die Spiderman-Comics neu. Kaum hat sie das getan, geht

Roland einen Schritt weiter und zu dem Spiderman-Comic, der gerade noch anders gelegen hat.

Ich schaue Scrabbie an und denke: So cool und abweisend wie sie immer tut, ist sie gar nicht. Dann lasse ich Otte und Karl ihr Bier bezahlen und falle Otte ins Wort, als er zu lästern ansetzt: „Der ist doch nicht ganz ...“.

„1,50€ oder raus!“, sage ich laut und deutlich und damit ist klar, wer in meinem Kiosk was gegen Roland sagt, der kann sein Bier woanders kaufen. Otte brummelt was Unverständliches in seinen immerwährenden Mehrtagebart und trollt sich. Karl sagt gleich gar nichts mehr, bezahlt schweigend sein Bier und folgt seinem Kumpel auf die Bank unter der Kastanie im kleinen Park gegenüber.

Roland kommt jetzt zur Theke und legt den Spiderman-Comic und genau abgezähltes Geld auf die Theke.

Scrabbie lässt eine pinkfarbene Kaugummiblase platzen. Ihre Haarfarbe, die sie wechselt wie andere Leute ihre Unterhosen, ist heute genauso pink.

„Coole Wahl, aber ich mag Batman ja mehr, Spiderman ist mir zu brav!“, sagt sie zu Roland.

„Du fühlst dich ja auch genauso schwarz wie Batman.“, antwortet Roland, nimmt den Comic und verlässt den Kiosk.

Scrabbie schaut ihm wortlos hinterher. Das habe ich bei ihr noch nie erlebt.

„Eine Marlboro!“ sagt sie schließlich. Erst jetzt bemerke ich ihren dick aufgetragenen schwarzen Lidschatten. Sie sieht so noch blasser aus als sonst.

„Hör mit dem Rauchen auf, du bist noch zu jung!“ sage ich und reiche ihr die Packung.

„Nur, wenn du mit dem Klugscheißen aufhörst!“, grinst sie, bezahlt und geht.

Kapitel 2

Scrabbie, Otte und der Gartenzwerg

„Der tickt doch nicht ganz sauber!“, sagt Otte und zeigt mit seiner Flasche Oettinger auf Roland, der irgendwas mit der Fußmatte macht, bevor er den Kiosk betritt.

„Na, vielleicht. Er säuft aber auch nicht schon am helllichten Tag!“, erwidere ich trocken. Otte ist eigentlich ein lieber Kerl, mit dem das Leben nicht immer gut umgegangen ist und genau das lässt er leider oft an anderen aus.

„Kümmer' dich um deinen Kram!“, schnauzt Otte.

„Solltest du auch tun!“, erwidere ich, gehe weiter und ignoriere die Schimpferei von Otte, die mich bis in den Kiosk verfolgt.

„Was treibst du dich um diese Uhrzeit noch hier herum?“, fragt Gustav und zeigt demonstrativ auf die Uhr und das Jugendschutzgesetz im billigen Ikea-Rahmen daneben.

Er ist wieder im Klugscheiss-Modus. Ein Glas Gin-Tonic steht passend daneben.

„Lebst du schon oder klugscheißt du noch?“

Er redet weiter, aber ich höre nicht zu und lege den Schokoriegel, die Tüte Chips und meinen letzten 5€-Schein für diesen Monat auf die Theke.

Er gibt mir das Restgeld.

„Echt gesund, um diese Uhrzeit!“

„Immer noch besser als Kippen, oder?“

[...]

Gustav nennt das seine Boxerphilosophie. Ich nenne das echt-zu-dick-aufgetragen. Er hatte wohl auch mal echt Boxtrainer werden wollen. Der Kiosk und der Tod seines Vaters, den er nur Kasper und nicht Papa nannte, kamen ihm dazwischen und knockten seine Träume aus. Niemand da, der den Kiosk übernahm. Gustav tat das. Er ist so einer, verkaufen ging gar nicht, von wegen Loyalität und Familie und so. So daher labern, das tut er meist dann, wenn er seine Traurigkeit über den plötzlichen Tod von Kasper und seinen eigenen Knock-Out in Gin Tonic tauchte. Dann verschwinde ich schnell, denn wenn er mich so voll labert, macht mich das echt depressiv drauf.

An diesem Abend gehe ich wie immer durch den alten verwilderten Garten, an dem wieder bewohnten Fachwerkhaus Der war, bis Roland mit seiner Mutter dort eingezogen ist, eine gute Abkürzung von der alten Fabrik am Radweg bis zum Kiosk und in die Stadt.

Ich glaube, Roland hat eine Klasse übersprungen und geht jetzt in meine Parallelklasse. Der Kerl von Rolands Mutter ist wohl mit dem anderen Sohn abgehauen; das hatte Gustav erzählt, der sie kannte, weil sie bei ihm immer *Gala* und *Bunte* holte.

„Manche suchen das, was sie sich wünschen eben in der bunten Glamourwelt der Reichen und Berühmten!“ Gustav wusste so etwas. Gustav wusste so etwas immer.

Es ist Licht im Haus, also wird mir wohl keiner mehr im Garten begegnen. Ich bahne mir gerade einen Weg durch das Gestrüpp, als ich Roland sehe, da, nur ein paar Schritte vom

Haus entfernt. Er bewegt sich nicht. Ich folge seinem Blick. Da steht einer dieser hässlichen „0-8-15-Gartenzwerge“. Und auf genau den starrt Roland, als würde der leibhaftige Teufel mit roter Mütze, Bart und blauer Hose vor ihm stehen. Ich muss mir echt das Lachen verbeißen, weil mich die Szene an das entscheidende Duell in einem Western erinnert: *Staubige Straße. Ein vertrocknetes Gebüsch wird vom Wind über die menschenleere Straße gefegt. So bewegungslos stehen sich die beiden Cowboys im alles entscheidenden Duell auch immer gegenüber. Fixieren sich und wer zuerst den Colt zieht, hatte im Western meist gewonnen und war fast immer der Gute.*

Hier bewegte sich auch keiner der beiden. Der Gartenzwerg kann nicht und Roland offensichtlich auch nicht. Genau das begreife ich, als ich das Zittern seiner Hände bemerke und wie sie sich zu Fäusten zusammenballen, auf denen das Weiß der Knöchel hervortritt. Scheiße, Roland hat nicht nur Angst, er hat blanke Panik und die sorgt dafür, dass er sich keinen Schritt bewegen kann. Das Zittern beginnt seinen Körper immer mehr in Besitz zu nehmen und von den Händen in die Arme und den Oberkörper bis in die Beine zu wandern. Ich überlege nicht lange. Mit einem lauten „Ich zeig`s dir, du armseliger Wicht!“, springe ich aus dem Gestrüpp und verpasse dem Gartenzwerg einen solchen Tritt, dass er in hohem Bogen über den Zaun und dort gegen den Stromkasten fliegt. Er zerbricht laut in seine Einzelteile und bleibt am Boden zerstört liegen.

„So, 1:0 für dich!“, sage ich zu Roland, „Du kannst wieder zurück aufs Spielfeld!“

Roland ist zusammengezuckt. Der Schreck sorgt dafür, dass sein Kopf sich bewegen kann, denn sein Blick folgt dem Gartenzwerg über den Zaun. Der Körper kann dem Kopf noch nicht folgen und bleibt noch in dieser Starre. Roland sagt nichts.

Ich stelle mich zwischen ihn und den zerstörten Gartenzwerg. „Hey, alles in Ordnung?“, frage ich leise und bewege meine Hand vor seinen Augen.

„Du hast den Gartenzwerg erschossen!“, sagt Roland. Seine Stimme klingt brüchig, wie von ganz weit weg.

Ich schaue in an und lache. Ich kann nicht anders und kann auch nicht mehr aufhören.

Und Roland steht nur da und schaut mich an und beginnt sein Gesicht zu einer Grimasse zu verziehen, die mich nur noch mehr zum Lachen bringt.

„Erschossen, ja, das habe ich ihn!“, sage ich, als ich wieder sprechen kann.

„Ich muss einen Besen holen!“, sagt Roland. „Und dann müssen wir ihn in die schwarze Mülltonne bringen, die wird am Montag abgeholt!“

„Soll ich i-h-n vielleicht mitnehmen in meine Mülltonne?“, frage ich.

Roland zieht die Stirn so kraus, dass die Falten auf seiner Stirn eine Fratze bilden, die Scrabbie ein wenig erschrecken.

„Ja, ich glaube, das wäre besser. Vielleicht habe ich jetzt auch keine Alpträume mehr!“, bemerkt Roland und geht einen ersten Schritt in Richtung Haus. „Ich bringe dir den Besen raus!“

„O.k.!“. Ich hole meinen Tabak aus der Tasche und drehe mir eine Zigarette. Das Feuerzeug erleuchtet die Dunkelheit des Gartens, in der nur ein schwacher Lichtschein der Straßenlaterne fällt. Ich schaue zum Haus und auf die Straße, wundere mich, dass niemand das Zerbrechen des Gartenzwerges gehört hat, nicht einmal Rolands Mutter.

„Hier, der Besen. Meine Mutter sieht ihre Serien, da merkt sie nichts. Sie raucht denselben Tabak wie du. Du solltest es sein lassen!“

„Danke für deine Fürsorge. Ich gehe jetzt mal den Kollegen da auffegen!“ Ich nehme den Besen und die Mülltüte und steige mit beidem über den Gartenzaun. Roland zögert erst noch und kommt mir dann langsam nach, bleibt einen großen Schritt vor dem Zaun stehen.

„Mein Vater ist gegangen und hat Sascha mitgenommen!“, sagt er über den Gartenzaun hinweg.

„Er hätte lieber den Gartenzwerg mitnehmen sollen.“, antworte ich und reiche ihm den Besen über den Zaun. „Na, dann schlaf heute Nacht mal gut!“

Roland nickt und geht mit dem Besen in Richtung Haus.

Ich ziehe mit der blauen Mülltüte ab und werfe sie an der großen alten Fabrik, die aus kleinen Wohnungen und Werkstätten besteht, in die Mülltonne.

Dort lauert mein Alptraum hinter der verschlossenen blauen Tür. Ich trage den Schlüssel für diese Tür Tag und Nacht um den Hals, aber noch immer traue ich mich nicht hineinzugehen. Hinter der Tür lauert mein Gartenzwerg, den noch niemand für mich in seine Einzelteile zerschossen hat.

Ich setze mich auf die Bank neben der Tür zur Werkstatt und schaue in den Himmel. In vier Tagen ist Vollmond. Ich liebe diese Nächte immer noch. Immer noch zerreißt es mir das Herz, wenn ich daran denke, dass Konstanze nicht mehr da ist. Konstanze ist meine Tante, die hier ihre kleine Beratungswerkstatt hatte.

[...]

Kapitel 3 Freitagabend, Fußball und Otte

Die Zeit und vor allen Dingen die Zeit von morgen, die Zeit, die heute noch nicht existiert, war schon immer etwas, was Konstanze faszinierte. Sie war Juristin und eine Wahrsagerin. Wie normal das für mich als Kind war, dass Menschen zu meiner Patentante kamen, um von ihr die Karten gelegt zu bekommen, merkte ich erst, als ich in die Schule kam und dort stolz vom Beruf ihrer Patentante erzählte.

„Das ist doch kein Beruf. Wahrsagerei ist lächerlicher Aberglaube, ein Relikt aus dem Mittelalter und gefährlich obendrein!“ Meine Grundschullehrerin, Frau Kleinschmidt, Frau Kleinhirn, wie ich sie immer nannte, war zu sehr Realistin, als dass sie in der Lage gewesen wäre, Konstanzes Beruf, der außerhalb ihrer kleinkarierten Welt lag, zumindest zu akzeptieren.

Seit diesem Tag prügelte ich mich regelmäßig mit irgendwelchen idiotischen Kindern, die über Konstanze lästerten. Sie konnten eigentlich nichts dafür, plapperten sie doch das Gerede ihrer Eltern nach, die die eigenen Ängste von sich gaben und auf ihre Kinder übertrugen, die das für wahr hielten.

Als ich wieder einmal mit einer Beule am Kopf und einer zerrissenen Jacke hierher zu Konstanze kam, wollte ich es wissen: „Wieso sind unsere Nachbarn so?“

„Ich mache ihnen Angst, weil ich anders bin. Doch es sind dieselben Nachbarn, die heimlich zu mir kommen, um Antworten zu bekommen, die sie in ihrem beschützten und geregelten Leben nicht finden. Antworten auf Fragen, die sie sich nicht einmal zu stellen wagen! Es war Konstanze, die mich zum Boxen anmeldete und mir damit eine Möglichkeit gab, meinen Frust und meine Wut in Bahnen zu lenken und nebenbei zu lernen, mich selbst verteidigen zu können.

Kapitel 3 **Freitagabend, Fußball und Otte**

Freitagabend ist in meinem Kiosk nicht viel los. Die Kirchturmuhr schlägt achtmal. Wenn zu dieser Zeit genauso viele Autos auf der Straße am Kiosk vorbeifahren, ist das viel. Gegen 22:00 Uhr sah das schon anders aus, da machten ein paar Halbstarke in ihren aufgemotzten Autos wieder ihre kleinen Straßenrennen. Einen hatte es letzte Woche einen Kilometer weiter übel zerlegt, zum Glück war der gerade 18jährige Fahrer am Leben und nur Totalschaden am Auto.

„Der geht aufs Gymnasium. Papas reicher Sohn. Viel Geld, wenig Hirn!“. So lautete Scrabbies kurze Einschätzung.

Mit dem Glasreiniger und einem alten Lappen reinigte ich wie Kasper mir das immer gezeigt hatte den Bildschirm des neuen Fernsehgeräts, das heute Morgen pünktlich geliefert worden war. Der Karton stand noch hinter der Theke. Den Fernseher hatte ich in die rechte obere Ecke des Hinterzimmers, so heißt der kleine winzige Raum hinter dem Verkaufsraum, montiert. Fußball-Weltmeisterschaft, Portugal gegen Spanien flimmerte auf dem grünen Rasen über den Bildschirm. Fußball bedeutete Bier trinkende Kunden und das bedeutete Umsatz.

„Da ist noch ein Streifen!“, hörte ich eine Stimme hinter mir.

Ich drehte mich herum und da stand Roland auf dem Bürgersteig, vor der weit geöffneten Eingangstür.

„Wo ist noch ein Streifen?“, fragte ich und trat einen Schritt zurück. Typisch Roland, niemand sonst sah das, was Roland sah.

„Da unten rechts, beim spanischen Torwart de Guea!“, antwortete Roland.

Roland warte solange bis ich den Streifen sorgsam weggewischt hatte, dann legte er die Fußmatte gerade vor die Kante, stieg darüber auf die erste Stufe, dann auf die zweite und stand am Schluss mit einem Schritt im Kiosk.

Ich betrachtete das gestochen scharfe Bild auf dem Bildschirm, jetzt ohne Schmierstreifen. 1:0 für Portugal, Ronaldo. „Na, wenn das kein gutes Zeichen ist!“, sagte ich stolz. „Niemand geringerer als Ronaldo schießt das erste Tor auf meinem neuen Fernseher!“

„Das war in der vierten Minute!“, ergänzte Roland

„Magst du Fußball?“, fragte ich ihn und legte dabei den Glasreiniger und den Lappen wieder in das Fach unter die Theke.

„Nein, das ist mir zu schnell!“, sagte Roland. Er holte seinen blauen Anspitzer mit dem Auffangbehälter für Bleistiftspäne aus der rechten Jackett-Tasche und stellte ihn parallel zur Tischkante, nach ganz oben rechts. Daneben legte er den feinen Haarpinsel, das weiße abgerundete Lineal und den Bleistift.

Ich hatte ihm auch heute wieder eine Rolle Butterbrotpapier auf den Tisch gelegt. Roland begann zu zeichnen. Darauf konnte ich mich verlassen. Roland bedeutete keinen Umsatz. Roland bedeutete Roland. Und nur ich hörte, wie er die spanischen Spieler alphabetisch und auswendig vor sich hinhinmurmelte:

„4-2-3-1. De Gea - Nacho, Piqué, Ramos, Alba - Busquets, Koke - Silva, Isco, Iniesta – Costa.“

Mit diesen Worten verließ er zwei Halbzeiten später meinen Kiosk.

„Lass ihn in Ruhe, du feiger Wichser!“ Ich erkannte Scrabbies Stimme sofort, die ihre ganze Wut in diesen einen Satz legte.

Ich trat auf den Bürgersteig und sah Scrabbie auf der anderen Straßenseite. Drei Meter vor ihr hatte sich Otte aufgebaut. Hinter Scrabbie kauerte Roland vor der Mauerumrandung des Baumes, die mal als Sitzplatz gedient hatte, bis die Stadt auf die idiotische Idee kam, eine Verzinkung darauf zu setzen, damit sich keiner mehr setzen konnte. Eine Scheißidee, genau wie die von Scrabbie, sich einem besoffenen Otte mit einer Flasche in den Weg zu stellen. Ich überquerte die Straße und ließ das Auto hupen, das scharf bremsen musste.

Otte war ein lieber, harmloser Kerl, aber wenn er zu seinen täglichen Bieren auch Schnaps, zumeist billigen Wodka bekam, wurde er eklig und aggressiv. Anscheinend war heute so ein Tag. Er krakelte laut weiter und hielt die Flasche drohend hoch und ging weiter auf Scrabbie zu.

„O T T E!“ Ich schrie seinen Namen und war beim letzten Buchstaben schon bei ihm und vor Scrabbie. Ottes Gesicht war krebsrot und er nahm die Hand noch nicht herunter, obwohl ich zwei Köpfe größer war als er. Er krakelte weiter: „Ich lasse mich von dieser Tussi und ihrem Spinner nicht beleidigen!“

„Lass ihn!“, rief Scrabbie, „vielleicht muss er einfach mal ordentlich eine aufs Maul bekommen, damit er endlich andere in Ruhe lässt, die sich nicht wehren können. FEIGLING!“ Sie spuckte das Wort auf den Asphalt. Keine gute Idee für eine Deeskalation.

Ich kam mir vor wie früher im Ring, nur, dass mir heute die Boxhandschuhe fehlten. Die hatte ich nach dem letzten Kampf an den Nagel gehängt und nicht ohne Hintergedanken mit meinem Sienergürtel im Kiosk aufgehangen.

Mit der rechten Hand hielt ich jetzt also Otte in Schach und mit der Linken hielt ich Scrabbie auf Abstand und versuchte mit einem Blick festzustellen, wie es Roland ging, der da auf dem Boden kauerte.

„Otte, die Flasche her oder du bereust das! Los!“ Ich ging einen halben Schritt auf ihn zu. Er wich kurz zurück. Ich nahm seinen Arm und wollte dann die Flasche sichern, doch sein wodkavernebeltes Hirn machte ihn zu Superman und er versuchte mich wegzustoßen. Ich fluchte laut und verdrehte ihm den Arm, bis er die Flasche fallen ließ.

Er heulte auf vor Schmerzen und Scrabbie lachte. Aber das blieb ihr im Hals stecken, als sie mich ansah und sie verstummte sofort.

„Otte, verschwinde und schlaf deinen Rausch aus, dann kommst du vielleicht nochmal um ein Ladenverbot rum!“ Er wollte noch was sagen, doch dann besann er sich und trollte sich schimpfend und fluchend die Straße entlang. Ein grüner Papierkorb musste dran glauben, den versah er noch mit einem frustrierten Tritt.

„So, und jetzt zu dir!“ Ich schnauzte Scrabbie ebenfalls an: „Klappe halten, Roland aufhelfen und mitkommen!“

Scrabbie drehte sich wortlos von mir weg und beugte sich langsam und vorsichtig zu Roland herunter: „Roland?“

Er zuckte zusammen.

„Roland, komm!“ Scrabbies Stimme, die gerade noch vor Wut geschäumt hatte, war nicht mehr wiederzuerkennen. So viel Sanftheit und Ruhe in nur zwei Worten. Es war ihre Stimme, an der sich Roland festhielt und die dafür sorgte, dass Roland aufschaute und langsam aufstand. Er zitterte leicht und als Scrabbie ihm ihre Hand reichte, sah ich, dass auch sie zitterte.

„So, die Show ist vorbei. Hier gibt es nichts mehr zu sehen!“ Ich schaute in die Runde der neugierigen Gaffer, die schnell weitergingen.

Rolands Hand fuhr ängstlich in seine linke Jackentasche. Er holte den Anspitzer heraus und beäugte ihn von allen Seiten, dann säuberte er ihn mit einem korrekt gefalteten Taschentuch, das er aus der anderen Jackentasche zog. Diese Prozedur wiederholte er mit dem Bleistift, dem feinen Pinsel und dem Lineal.

Ich atmete tief durch, war noch mächtig auf Adrenalin und wurde zunehmend ungeduldig. Außerdem war niemand im Kiosk.

„Ich gehe schon mal vor!“, sagte ich und nickte Scrabbie und Roland zu.

„Na, los!“, sagte Scrabbie, „Komm erstmal hier weg!“ Sie schob ihn etwas von der Mauerumrandung weg.

Im Weggehen beobachtete ich Rolands Gesicht. In diesem einen Moment, als alle Utensilien sich wieder an der ihm vertrauten Stelle befanden und er mit der linken Hand einmal über den Stoff des Jacketts strich, veränderte sich sein Blick. Seine Augen wurden heller. So, als wäre er jetzt wieder da, in der Realität, wie sie zumindest für die meisten von uns gilt.

„Wieso dürfen unter dem Baum keine Menschen mehr sitzen?“, fragte Roland Scrabbie, als sie mir über die Straße in meinen Kiosk folgten.

„Damit Wichser wie Otte nicht noch auf mehr dumme Gedanken kommen können!“, antwortete ich, obwohl Rolands Frage an Scrabbie gerichtet gewesen war.

Roland schaute mich an: „Ist das so?“, fragte er dann Scrabbie. Scrabbie suchte nach einer Antwort, mit der Roland zufrieden war: „Menschen tun oft die dämlichsten Dinge, weil ihnen andere Menschen Angst machen!“

„Genau wie du heute, Superwoman!“, zischte ich und schaute sie zornig an. Sie hatte gewartet, bis Roland über die Fußmatte hinein in den Kiosk gekommen war.

„Willst du mich jetzt auch anmachen, oder was?“ Sie drehte sich zu mir herum und funkelte mich zornig an.

„Sie hat mich beschützt!“, sagte Roland, „aber das musste sie gar nicht, der Baum hat mir geholfen!“

Ich schaute erst Roland und dann Scrabbie an, aus der nach diesen Worten jegliche Wut gewichen war und es war ihr anzusehen, dass sie sichtlich bemüht war nicht loszulachen.

„Der Baum hat dich beschützt!“, wiederholte sie seine Worte ganz langsam und musste dabei heftig husten, Ihr Schultern zitterten so sehr, dass sie sich umdrehen musste und sich mehrmals verschluckte. Ich reichte ihr eine Club Mate, die trank sie am liebsten.

„Du kannst ruhig darüber lachen, aber ich weiß, dass es der Baum war und auch ein wenig du und du ...“ Roland zeigte auf Scrabbie und dann auf mich. Dann setzte sich Roland an den Tisch am Fenster und begann zu malen, nachdem er seine Schreibutensilien sorgfältig aus der Tasche geholt hatte.

„Dann war es eben der Baum!“, grinste Scrabbie mich an.

Ich grinste zurück: „Wir sind noch nicht durch, junge Dame. Wenn du dich noch einmal in eine solche Situation bringst, ohne dich anständig drauf vorzubereiten, dann ...“ Ich stutzte, womit sollte ich ihr drohen, ohne allzu deutlich zu zeigen, dass ich mir verdammt große Sorgen gemacht hatte.

„Dann ...?“ Sie stand vor mir und lachte, „Bekomme ich auch Hausverbot?“

„Ja!“, sagte ich drohend. „Ich meine es ernst, eine solche Situation kann verdammt nochmal eskalieren und du kannst dich nicht wehren!“

„Woher willst du das wissen?“, fragte Scrabbie cool. Etwas zu cool, für meinen Geschmack. Ihrer Stimme fehlte etwas die gewohnte Großschnäuzigkeit. Der Zusammenstoß mit Otte hatte sie auch ein wenig aus ihrer coolen Spur gebracht.

„Sie geht doch zum Boxen!“, sagte Roland von seinem Tisch aus.

„Du gehst bitte, was?“. Ich schaute sie entgeistert an. „Ja, bist du denn wahnsinnig, Mädchen, kannst du nicht einfach Volleyball spielen, wie das Mädchen tun!“

„Kann sie nicht, aber das kannst du ja auch nicht!“, sagte Roland und Scrabbie trank einen Schluck, ohne mich direkt anzuschauen.

„Beim wem trainierst du?“, fragte ich schließlich.

„Das geht dich gar ...“ Sie konnte ihren Satz nicht zu Ende sprechen, weil Roland sie unterbrach: „Natürlich geht ihn das was an. Er weiß wie es geht und der bei dem du bist, der ist nicht gut, der denkt schwarz und der Baum sieht das!“

„Du trainierst bei Sascha, oder?“, fragte ich.

„Ja und? Was geht dich das an!“, maulte Scrabbie mich an. „Machst du jetzt einen auf Rocky für Arme, oder was?“

„Nein, er ist dein Baum!“, sagte Roland.

Scrabbie sah ihn entgeistert an und ich lachte laut, was ihre Stimmung nicht verbesserte.

„Für dich!“, sagte Roland und hielt ihr ein Bild vor die Nase.

Scrabbie hielt vor Überraschung die Luft an. Ihre Wut verpuffte heute das zweite Mal, so, als hätte jemand in einen Luftballon gestochen.

Auf dem Butterbrotpapier war sie zu sehen, wie sie wütend unter dem Baum stand, der seine Äste über ihr hielt. Es sah so täuschend echt aus, als hätte Roland ein Schwarzweiß-Foto der Szene abgemalt.

„Danke!“, sagte Scrabbie und berührte leicht seinen Arm.

Roland strahlte und zog einen zerknittertes Stück Papier aus seiner rechten Jackentasche, das er jetzt mir überreichte.

„Hier für dich!“, sagte er und reichte mir das Stück Papier.

Ich faltete es auseinander und sah das gezeichnete Bild lange an. Den Zettel faltete ich zusammen und steckte ihn in meine Hosentasche. Scrabbies neugierigen Blick ignorierte ich. Ich musste vorsichtiger sein. Mein Kopf juckte wie früher, kurz vor einem Wettkampf. Ein schlechtes Zeichen.

Kapitel 4

Konstanze

Scrabbie schaute auf die Uhr. 13:00 Uhr. Die letzte Vollmondnacht hatte sie erst in den frühen Morgenstunden einschlafen und dann bis mittags schlafen lassen. Zum Glück war Feiertag. Scrabbie stand auf. Sie stöhnte. Gestern hatte sie es nach dem Stress mit Otte und Roland mal wieder mit dem Boxtraining übertrieben. Sascha hatte ihr eine Woche Trainingsverbot verordnet.

„Sonst kackst du mir vor deinem ersten Wettkampf ab! Also, klär endlich das, was deinen Kopf aus dem Ring zieht!“, war seine klare Anweisung, der man nicht widersprach, wenn man wiederkommen wollte. Und das wollte sie.

In der Wohnung war es ruhig, ihre Mutter war bereits in der Bäckerei, die auch an diesem hohen Feiertag geöffnet hatte. Auf dem Tisch lag Scrabbies To-do-Liste für den Tag.

Einkaufen, Spülmaschine ausräumen, ihr Zimmer aufräumen usw. Ihre Mutter war da sehr strikt. Ausschlafen an Feiertagen ja, aber weniger Aufgaben im Haushalt, nein!

„Warst du wieder in der Fabrik?“, hatte sie gestern Nachmittag gefragt und der resignierte Klang ihrer Stimme machte klar, dass sie keine Antwort erwartete.

Also hatte Scrabbie auch nicht geantwortet.

„Am ersten Dezember kommt der Entrümpelungsdienst der Diakonie, bis dahin hast du Zeit, noch einen Monat länger kann ich die Miete nicht mehr mitzahlen!“, sagte ihre pragmatische und nüchterne Mutter, die über den Tod ihrer älteren Schwester Konstanze vor einem halben Jahr keine Träne vergossen hatte. Zumindest keine, die Scrabbie sehen durfte.

Ihre Mutter hatte ohne viele Worte alles organisiert und danach weitergemacht, als wäre nichts gewesen. Das Testament hatten sie bis heute nicht gefunden. Die eigenen Beerdigungskosten hatte Konstanze noch vor Jahren vorfinanziert und alles ganz genau festgelegt. Geld war nicht zu erben. Nur die Wohnung und all die Erinnerungen. Ihre Mutter wollte sie nicht oder konnte sie nicht zulassen. Sie hatten sich nie besonders gut verstanden, dafür waren sie einfach zu unterschiedlich.

Mitten in ihre Gedanken hinein klingelte es an der Tür. Scrabbie sah an sich hinunter, fand das lange T-Shirt und die Boxershorts angezogen genug und ging mit der Tasse Kaffee an die Haustür.

„Du hast 30 Sekunden gebraucht, um zu öffnen. Das ist sehr lang!“, sagte Roland und blieb einen Meter vor der Fußmatte stehen.

„Wie? Was machst du hier?“ Scrabbie suchte nach Worten. Woher wusste er, dass sie hier wohnte. Hatte sie vielleicht einem verkappten Stalker vor einem Gartenzwerg gerettet und wurde ihn jetzt nicht mehr los?

„Ich wollte wissen, ob ich dir bei der Wohnung von Konstanze helfen kann?“ Er schaute bei seinen Worten auf seine Schuhe und von da auf die Fußmatte.

Scrabbie schob sie gerade und Roland entspannte sich sofort.

„Können wir los?“, fragte er.

„Wohin?“, fragte sie.

„Na, in Konstanzes Wohnung, damit du da nicht alleine hinmusst!“ Roland schaute auf seine Armbanduhr. „Es ist schon sehr spät, du hast lange geschlafen?“ Er schaute sie an. „Ich habe da auf der Bank an der Bushaltestelle gewartet, bis die Jalousien hochgezogen wurden. Achtzehn Busse lang habe ich gewartet!“, erklärte Roland.

„Bist du ein Stalker?“, fragte Scrabbie grinsend.

„Nein, nur jemand, dem du geholfen hast und deshalb helfe ich jetzt dir!“

„Und, wenn ich das nicht will?“, fragte Scrabbie lauter als beabsichtigt.

„Dann gehe ich!“, sagte Roland, der bei ihren Worten zusammengezuckt und einen Schritt nach hinten gegangen war.

Scrabbie tat es sofort leid. „Komm rein oder bleib draußen, ich muss mich eben anziehen!“ Sie beschloss all ihre Fragen und Gedanken, die gerade ein heillooses Chaos in ihrem Kopf verursachten, hier zuhause zu lassen und sich mit Roland auf den Weg zu machen.

„Wenn das Leben an der Tür klingelt, solltest du ihm öffnen!“, hatte Konstanze immer gesagt und anscheinend konnte das jetzt ein solcher Moment sein.

Roland blieb draußen vor der nur angelehnten Tür stehen und Scrabbie stand fünf Minuten später neben ihm.

„Also, du Held, dann lass uns mal losgehen und ja, ich habe fünf Minuten zum Anziehen gebraucht!“

„Und 35 Sekunden!“, ergänzte Roland mit einem Blick auf seine Armbanduhr.

Schweigend gingen sie nebeneinander her. Scrabbie entspannte sich in ihrem gemeinsamen Schweigen und Roland ging konzentriert neben ihr her, ohne die Bordsteinkante mit dem linken Fuß zu berühren.

Ihr Schweigen ließ sie mit jedem Schritt deutlicher spüren, dass sie im Näherkommen immer mehr gegen ihre Angst anging, die sich in ihrem Magen zu einem ekligen Klumpen zusammenzog, der ihr sauer aufstieß. Scrabbie war speiübel. Wie an dem Tag, als sie die Dicke Bohnen essen sollte und nicht herunterbekam. Sie hatte sie nach einem Bissen wieder ausgespuckt und danach nie mehr essen müssen. Das erste und einzige Mal, dass ihre Mutter ihr das beim Essen durchgehen ließ. Danach gab es nie wieder Dicke Bohnen bei ihnen zuhause.

„Scrabbie ist ein sehr schöner Name!“, sagte Roland unvermittelt in Scrabbies Gedanken hinein.

„Ja, den hat mir ...“, Scrabbie schluckte kurz, bevor sie Konstanzes Namen laut aussprach, „Konstanze gegeben, nicht meine Mutter, für die bin ich Hannah. Na ja, Roland ist ja jetzt auch nicht so der Hammer, oder?“

„Meine Mutter hat mir diesen Namen gegeben, weil sie mich mutig machen wollte, ohne Angst, das geht aber nicht so einfach. Ein Name alleine schafft das nicht!“, erklärte Roland leise.

„Hat Konstanze dir einen Spitznamen gegeben?“ Scrabbie stellte ihre Frage behutsam neben Roland.

„Nein! Sie hat immer gesagt, der Name passt zu mir, ich sei mutig, anders mutig!“

„Ich glaube, das bist du auch. Ich würde dich ja am liebsten Woody nennen!“, lachte Scrabbie.

„Warum?“, fragte Roland und blieb abrupt stehen.

„Na ja, du liebst die Kastanie, die ist aus Holz, du liebst es mit dem Bleistift zu zeichnen, das passt doch, oder?“

Roland sah sie kurz an, nickte und ging dann weiter. „Ja, so wie du nach deinem Lieblingsspiel benannt wurdest, Scrabble. Das gefällt mir. Danke, du darfst Woody zu mir sagen und Gustav, sonst aber niemand.“

Scrabbie schmunzelte und fühlte sich etwas besser, wenn ihr Herz auch schwer wurde, als sie die alte, verwitterte Holzbank vor Konstanzes Praxis sah. Sie atmete tief durch und zog den Schlüssel, den sie immer um den Hals an einer Kette trug.

„Hat Konstanze dir eigentlich auch mal die Karten gelegt?“, fragte Scrabbie, die ihre eigene Angst mit einer Frage überspielte.

„Nein, aber meiner Mutter, da war ich mit. Du weißt du ja, Kindern hat sie nie die Karten gelegt.“

„Ja, ich weiß!“, seufzte Scrabbie und setzte sich auf die Holzbank, ganz links an den Rand und spielte mit dem Schlüssel.

Roland setzte sich neben sie, an den ganz rechten Rand.

„Wieso sitzt du so weit weg?“, fragte Scrabbie.

„Zum Ausgleich, dann ist das Gewicht für die Bank besser verteilt!“, sagte Roland.

Scrabbie spielte weiter mit dem Schlüssel und sagte nichts, Viele zu viele Gedanken stürmten auf einmal auf sie ein und ihre Hand begann zu zittern,

„Soll ich die Tür für dich aufschließen?“ Roland hielt ihr seine geöffnete Hand hin.

„Danke, aber das mache ich selbst!“, sagte Scrabbie und stand langsam auf. Sie steckte den Schlüssel in das Schloss und drehte ihn herum. Dann begann sie laut zu lachen.

„Was ist?“, fragte Roland.

„Die Tür war die ganze Zeit unverschlossen!“ Scrabbie drückte die Klinke herunter und betrat die stickig, dunkle Praxis.

Kapitel 5

Gustavs Geheimnis

Bis zu dem gezeichneten Bild von Roland hatte ich mir keine Sorgen gemacht, aber das Bild zeigte eindeutig zu viel von der Nacht, in der Konstanze verstorben war.

Mein Kopf juckte wieder fürchterlich. So wie früher vor einem Boxkampf, als ich noch Haare auf dem Kopf hatte und ihn noch nicht wegen Haarausfall kahl rasieren musste. Niemand wusste, dass ich einiges genommen hatte, dass nicht so ganz legal gewesen war und mir meine Haare gekostet hatte.

Ich machte das Licht im Kiosk aus, drehte den Schlüssel zweimal im Schloss herum und stellte die Alarmanlage an. Ich ging durch die Hintertür in den dunklen Hinterhof, den nur das Licht der Laterne von der Straße etwas erleuchtete.

Hier sah mich niemand von der Straße. Alle würde denken, ich sei schon gegangen. Meine Verabredung wartete bereits im Schatten des Hauseingangs gegenüber vor dem halb abgerissenen Haus. Ich setzte die Kapuze meines dunklen Pullis auf. Meine weiße Glatze

sollte nicht auffallen. Ich zündete mir eine Zigarette an. Wenn Scrabbie das wüsste, würde sie mich killen, hielt ich ihr doch immer wieder Vorträge über das Rauchen und seine schädliche Wirkung. Genau das sollte auch so bleiben. Ich rauchte tagsüber nie, immer nur in diesen Nächten, weil ich nervös war.

Ich sah auf die Uhr. Eine halbe Zigarettenlänge würde ich noch warten müssen. Das war immer so. Ich hatte die Zigarette kaum auf den Boden geworfen und mit dem rechten Fuß ausgetreten, als die Gestalt aus dem Hauseingang gegenüber über die Straße in den Hof kam und sich neben mich in den Schatten stellte, der uns beide unsichtbar machte.

„Ich brauche mehr!“, sagte ich und reichte ihm einen Umschlag. „Die Nachfrage ist gestiegen!“

„Nächste Woche habe ich mehr!“, sagte er, nahm den Umschlag und reichte mir eine kleine Papiertüte. „Was ist mit dem Typen im Jackett? Hast du den im Griff?“, setzte er nach und seine Stimme verursachte mir eine Gänsehaut.

„Was meinst du?“, fragte ich so ahnungslos wie möglich. Scheiße, er meinte Roland und sein Bild, das ich im Safe eingeschlossen hatte und es nicht über mich gebracht hatte, es wegzuschmeißen.

„Du weißt genau, was ich meine. Lass dir was einfallen, gelingt dir das nicht, übernehme ich das. Also?“ Seine Stimme duldet keinen Widerspruch. Ich erkannte wie früher im Ring ganz genau, wann ich den Rückzug antreten musste.

„Ich kümmere mich schon darum, wie immer!“, sagte ich.

„Du bist zu weich geworden ohne den Ring!“, sagte er und ging ohne ein weiteres Wort über den Hof, die Straße in den Park. Seine Gestalt wurde bereits nach zwei Schritten von der Dunkelheit verschluckt. Niemand nannte ihn bei seinem echten Namen. Franz Schattek, der Besitzer des größten Fitnessstempels hier im Ort. Alle nannten ihn nur den Schatten. Am liebsten hätte ich noch eine geraucht. Ich musste mich bewegen und ging in meine Wohnung über dem Kiosk. Ich verstaute den Umschlag im Safe, legte ihn auf das Bild und verschloss ihn. Danach zog ich das T-Shirt aus, die Boxhandschuhe an und vermöbelte die nächsten zwei Stunden meinen Boxsack, der bei mir im Schlafzimmer hing. Als ich nach dem Duschen auf die Uhr und aus dem Fenster zur Straßenseite schaute, war es schon nach 2:00 Uhr.

Kapitel 6

Hinter der Tür, die nicht verschlossen war

Ich hatte mir die Kastanie vor meinem Kiosk vor Rolands Bildern noch nie richtig angesehen. Sie war bisher immer ein gewohnter Teil des angrenzenden Platzes, den ich jeden Tag sah. In ihrem Schatten auf der Bank saßen Kalle und Otte, wenn die Sonne zu stark für sie war. Hier saß Rolands Mutter die Titelstory ihrer neuen Zeitschrift lang, wenn sie die bei mir Montagnachmittag abholte.

„Der Baum ist älter als wir alle!“, hatte Roland an diesem Nachmittag von der Tür aus gesagt. Ich hatte ihn wieder nicht gehört. Roland hatte die unangenehme Eigenschaft, sich lautlos zu nähern. So wie jetzt. Das gefiel mir nicht. Ich will nicht überrascht werden. Ich muss wie früher im Ring immer wissen, was mich erwartet, sonst bin ich schneller k.o., als ich will. Ich wurde unvorsichtig und musste besser aufpassen. Meine Gedanken waren für einen Moment völlig in den orangerotgefärbten Blättern des Baumes verschwunden.

„Was machst du hier, keine Schule?“, fragte ich und räusperte mich.

„Projekttag, früher frei!“, sagte Roland, schob die Fußmatte zurecht, schaute ins Comicregal, nickte kurz und kam dann herein. Er setzte sich an den Tisch am Fenster, an der immer wieder Kinder vorbeigingen und in der Nachbarschaft um Süßigkeiten baten. Bei mir trauten sie sich das nicht. Sie hatten es versucht, aber ich hatte sie abblitzen lassen. Ich verteilte gerne Süßigkeiten, wenn mir danach war, aber nicht, weil irgendein amerikanische Kommerzveranstaltung mir vorschrieb, dass nur an diesem einen Abend zu tun.

Ich musste mir mit Roland echt langsam etwas einfallen lassen. Nicht mehr heute. Ich trank die Flasche Wasser leer und nahm aus meinem Vorrat was zum Schlafen.

Kapitel 6

Hinter der Tür, die nicht verschlossen war

„Die Tür war die ganze Zeit unverschlossen!“ Ich drückte die Klinke herunter und betrat die stickig, dunkle Praxis. Die Dunkelheit kroch mit meiner Traurigkeit aus dem Zimmer heraus. Es roch nach abgestandener, feucht klammer Luft und nach Kaffee. Mein Magen drehte sich herum. Den liebte Konstanze. Kein anderes Getränk verband ich so sehr mit Konstanze wie Kaffee.

Seitdem sie tot war, konnte ich einfach keinen Kaffee mehr trinken. Mir wurde übel, denn Kaffee bedeutete erinnern und erinnern bedeutete mich schuldig fühlen. Also trank ich nur noch Tee und mied Cafés, in denen sie oft gegessen hatte.

„Scrabbie, alles in Ordnung?“ Roland stand zwei Meter hinter ihr und seine Worte holten sie wieder zurück.

„Ja, ja!“, murmelte ich, atmete durch und suchte mit der Hand den Lichtschalter neben der Tür. Ich betätigte ihn. Nichts passierte.

„Nimm die hier“, sagte Roland und reichte mir eine grüne Taschenlampe aus seinem Rucksack.

Ich schaltete die Taschenlampe an und der Lichtkegel zerschnitt die Dunkelheit in ein helles Dreieck. Konstanzes kleiner weißer Schreibtisch, dahinter eine lange Reihe weiße Billy Regale und eine kleine, traurige Palme links daneben. Die stand schon immer da und sah so aus, als würde sie es nicht mehr lange machen, aber sie hielt sich jahrelang und trotz der mangelnden Wasserfürsorge von Konstanze. An der Palme vorbei ging es in die winzige Küche, die gleichzeitig ihr kleiner Wohnschlafraum gewesen war. Rechts an der Wand zwei rote unbequeme Sessel. „Die Leute kommen nicht wegen der Bequemlichkeit, sondern wegen meiner Karten und ihrer Zukunft, die ich darin sehen kann zu mir!“, hatte Konstanze immer gesagt, wenn ich mich über die Sessel beschwert hatte. Zwischen den Sesseln ein kleiner, eckiger weißer Tisch von IKEA. Darüber hing ein Bild, auch von IKEA. So ein depressiv graues Bild von einem Steg, bzw. von einem Steg, der einmal einer gewesen war und Nebel und Wasser. Und davor lag ein Schlafsack. Ein Schlafsack? Es dauerte etwas, bis der Schlafsack als neue Information in meinem Gehirn angekommen war und mir signalisierte, dass er dort nicht hingehörte, bzw. bisher noch nicht da gewesen war. Er war grün, ordentlich zusammengelegt und daneben standen zwei leere Wasserflaschen und ein alter Campingkocher. So einen hatte ich im Sommer mal bei Otte gesehen, der sich auf der Bank am Kiosk irgend so eine eklige Dosensuppe warmgemacht hatte. Mir wurde schon wieder schlecht.

„Hier war einer!“, sagte Roland hinter mir.

Ich erschrak. Roland, ich hatte ihn total vergessen. „Ja, sieht so aus!“, sagte ich so cool, wie ich gerade konnte. Verflucht nochmal, wer hatte sich ausgerechnet Konstanzes Praxis als Schlafstätte ausgesucht?

Und, wie lange schon?

Es fühlte sich nicht richtig an hier zu sein. So, als wäre ich diejenige, die unbefugt hier eindringen würde. Das weiter zu denken, fühlte sich genauso schräg an.

„Was macht ihr hier! Verschwindet!“ Eine schneidende Stimme ließ mich da im Türrahmen zusammenfahren.

„Was machen Sie hier?“, fragte Roland, „Dürfen Sie hier sein, hat Ihnen Konstanze das erlaubt?“

Ein Mann stand vor uns. Dunkle, schwarze Haare, die nach einer schlecht geschlafenen Nacht aussahen. Schwarze Jeans, schwarzer Regenmantel und dann diese hohen Converse Schuhe. Rot. Die fielen mir auf, weil die Farbe so völlig anders aussah, wie der ansonsten eher unauffällige Rest des Mannes, nämlich auffällig rot. Meine damalige Freundin Bea aus der achten Klasse trug die seit der Sechsten und zwar täglich. Nie sah ich sei mit anderen Schuhen. Diese auffällig rote Farbe an den Füßen lenkte übrigens ziemlich vom restlichen Anblick des Mannes. Er sah abgerissen aus, aber auf eine eher gepflegte Weise. Wie Otte in Sonntagskluft und roten Turnschuhen.

„Wer seid ihr, dass ich euch mein Leben erzählen muss!“ Er kam näher und baute sich vor uns auf.

Roland ging einen Schritt zurück. Ich nicht. Ich wusste, es war wie im Ring, in der ersten Runde. Gehst du zurück, war das der erste Fehler, den du nicht wieder gut machen kannst. Hier war Angst eine lästige Eigenschaft, die ich gerade gehabt hatte. Die hatte ich in Konstanzes Praxis. Hier und jetzt nicht. Ich stellte mich vor Roland. Nicht zurückweichen, stehenbleiben. Noch besser, selbst einen Schritt nach vorne gehen. Das tat ich auch.

„Sie war meine Tante und Sie sagen mir jetzt, was Sie hier zu suchen haben!“

Er stutzte, überlegte einen Moment und dann grinste er.

„Scrabble?“

Ich sagte nichts. Woher kannte der meinen Namen?

„Natürlich, ihre Nichte Scrabble, die nach ihrem Lieblingsspiel benannt worden ist. Typisch Konstanze!“ Er lachte und zeigte seine gepflegten, weißen Zähne.

„Dann heißen Sie wohl Housebreaker!“, stellte Roland fest, der sich neben mich gestellt und seine Sprache wiedergefunden hatte.

„Na, dann bist du wohl der Klugscheißer, was? Dein Freund?“, fragte er, grinste und schaute mich an.

Scheiße Mann, wieso wurde ich denn rot? Was wurde das hier eigentlich?

„Und, wer sind Sie dann jetzt?“, fragte ich noch einmal, ohne einen Schritt zurückzugehen und ihn aus den Augen zu lassen.

„Ich bin Lysander!“

„Lysander? Und weiter?“, fragte ich.

„Lysander, einfach Lysander. Mein Schlafplatz ist unbewohnbar geworden, zu viel Ordnungsamt in letzter Zeit, werden lästig. Und da habe ich die Praxis deiner Tante benutzt, das war eine Verabredung für den Notfall zwischen uns. Die Tür war offen. Ich habe wie immer, wenn ich mich in fremden Räumen aufhalte nichts verändert und natürlich nichts mitgehen lassen, was dein feiner Freund, dessen Namen ich auch noch nicht kenne, hier behauptet hat. Ich war und bin einfach nur heilfroh, dass ich einen trockenen Unterschlupf hatte. Und, ich glaube Konstanze hätte nichts dagegen.“ Seine Stimme war leiser geworden. Er sah traurig aus.

„Sie kannten meine Tante?“, fragte ich. Meine Gedanken spielten mir unglaubliche und unmögliche Szenarien vor. Hatte er etwas mit ihrem Tod zu tun? Nein, das wusste ich besser, hatte er nicht. Hatten die beiden was miteinander? Na ja, Konstanze war so ein Typ zuzutrauen. Sah auf seine eigenwillige Art nicht schlecht aus und hier in der Fabrik hatte sie ja immer allen und jedem geholfen. Das konnte also ganz gut sein.

„Ja, aus einem anderen Leben.“ Sein Gesicht wurde hart. „So, genug geplaudert, Kinder, ich packe meine Sachen und dann bin ich weg, hätte hier eh nur noch den Monat bleiben können.“

„Ich bin Roland und entschuldige mich für meine Unterstellung!“, sagte Roland plötzlich, reichte ihm tatsächlich die Hand und schaute ihn direkt an, ohne den Blick abzuwenden. Wow, wenn er das auf diese Weise tat, ging von Lysander keine Gefahr aus, darauf konnte ich mich verlassen, wie auf Glutamat beim chinesischen Schnellimbiss.

„Angenommen, Roland. Jetzt muss ich aber los!“

„Ähm, bleiben Sie doch noch den Monat hier. Die Praxis muss sowieso aufgelöst werden. So macht sie auf jeden Fall noch einen Monat lang Sinn.“ Ich wusste nicht, warum ich das sagte, aber es fühlte sich einfach richtig an.

„Ist das dein Ernst?“, fragte Lysander.

„Ist das dein Ernst?“, wiederholte Roland.

Ich musste lachen. Lysander auch. Ja, es war richtig.

„Weshalb seid ihr überhaupt hier?“, fragte Lysander. „Wollt ihr Konstanzes Kartenset abholen?“

„Sie meinen ihre Tarot-Karten?“ Ich stutzte. Diese Karten waren Konstanzes Heiligtum gewesen. Niemand durfte diese Karten anrühren, wegen ihrer ureigenen Kraft und all der Energien und noch so einigem esoterischen Blablabla, den ich nie so ganz verstanden hatte. Konstanze schenkte mir noch vor einem Jahr mein erstes eigenes Kartenset zum Geburtstag.

„Damit du deine eigenen Karten legen kannst!“, hatte sie noch gesagt.

„Sie liegen da auf ihrem Schreibtisch. Ich habe alles so gelassen! Schau nach, wenn du mir nicht glaubst!“

Ich schluckte. Die Karten hatte ich gerade gar nicht gesehen. Ich musste also doch nochmal über die Türschwelle. Lysander sollte nicht merken, wie sehr mir die Muffe ging. Ich atmete tief durch, nahm Rolands Taschenlampe und ging langsam über die Türschwelle auf den Schreibtisch zu. Und tatsächlich, da lagen sie, sorgfältig in ein dickes, schwarzes Samt-Tuch eingewickelt. Daneben ihr schwarzes Jahressbuch. Ich steckte beides mit zittrigen Händen in meinen Rucksack.

„Danke!“, sagte ich, als ich wieder in die kalte Nachtluft vor die Praxis trat.

„Gern geschehen!“, sagte Lysander.

„Gern geschehen!“, wiederholte Roland.

[...]

Kapitel 7

Gustav und die Fabrik

Ich gähnte laut. Auch der zweite Espresso tat seine Wirkung heute Morgen noch nicht. Die hoffentlich letzte Zeitumstellung zurück auf die Winterzeit des letzten Wochenendes forderte noch ihren Tribut. Auch wenn ich eine Stunde länger geschenkt bekommen hatte, fühlte es sich überhaupt nicht so an.

Ich schaute auf meine Facebook-Nachrichten. Hier hielt ich mich neben der Tageszeitung über den Stadtteil und die Nachbarschaft auf dem Laufenden. Der Tod von Konstanze und der jetzt offizielle Verkauf der Fabrik mit all den Wohnungen und seinen langjährigen Mietern, war immer noch Tagessgespräch Nummer eins. Die absurdesten Verschwörungstheorien wurden hier fleißig gepostet. Irgendjemand mit dem Nicknamen „Spiderman“ war der mit Abstand aktivste und ebenso phantasie reichste. Die

Kapitel 8 Totensonntag und andere Gespenster

Stadtverwaltung kam natürlich nicht gut weg dabei. Sie hätten viel zu lange gewartet und jetzt, nach vielen Jahren, so genannte Brandschutzmängel beanstandet. Genau das, was jeden Eigentümer ruiniert, wenn es jemand darauf anlegt. Die langjährigen Mieter mussten bis Ende Januar, ein kluger Schachzug der Stadt, die Leute nicht zu Weihnachten auf die Straße und in neue Wohnungen im Umfeld zu setzen. Natürlich stellte Spiderman auch den Zusammenhang zwischen den Aktivitäten der Stadt und dem angeblichen Unfall-Tod von Konstanze her, die als größte und lauteste Kritikerin des Umgangs mit den Mietern der Fabrik bereits an die Presse gegangen war. Der WDR hatte lang und ausführlich berichtet, bis ein angeblicher Verkäufer gefunden worden war, der einen Tag vor der Vertragsunterzeichnung abgesprungen war. In derselben Nacht war Konstanze im unwegsamen Fabrikgelände neben ihrer Praxis von einer ungesicherten Außentreppe gestürzt und hatte sich durch den Sturz so schwer verletzt, dass sie noch direkt am Unfallort starb. Stellte Spiderman die Theorie eines inszenierten Mordes in den virtuellen Raum, nutzte die Stadt diesen tödlichen Unfall, um die Gefährlichkeit des Geländes noch einmal zu betonen und ihren Schritt der Schließung der Wohnungen und Umsiedlung der Mieter dadurch zu bekräftigen.

Ob Scrabbie all diese Dinge über ihre Tante las? Ich wusste es nicht. Ich wusste nur, dass es kein Thema war, über das jemand mit ihr reden konnte. Aber ich glaube Roland schaffte das auf seine Art ziemlich gut. Wenn er nicht sogar der einzige Mensch war, bei dem sie es zuließ. Roland, ja, ich war noch immer nicht weiter mit ihm und dem, was er gesehen hatte und nicht hatte sehen dürfen. Mir lief die Zeit davon. Mein Smartphone vibrierte. Ich las die Nachricht: Lysander ist wieder da. „Scheiße!“, fluchte ich laut. Jetzt hatte ich ein noch viel größeres Problem als Roland eines war.

[...]

Kapitel 8 **Totensonntag und andere Gespenster**

Wir gingen schweigend die Straße hinunter. Lysander geisterte durch meine Gedanken und das Kartenset von Konstanze wog schwer in meinem Gepäck. Ganz im Gegensatz zu gestern, wo mehr oder weniger gut verkleidete Kinder die Straßen unsicher gemacht hatten und dabei Gustavs Kiosk weiträumig umgangen hatten, war heute wenig los. Am heutigen Allerheiligenwaren die Straßen so leer und einsam wie der Tag selbst sich anfühlte, würde

Roland nicht an meiner Seite gehen und einen grünblauen Moment um uns beide legen. Wir hatten und verabschiedet und Lysander in der Praxis zurückgelassen. Es fühlte sich richtig an und doch hatte ich so viele Fragen, auf die keine Antworten hatte und sie auch noch nicht stellen konnte.

[...]

Die Kirche gedachte ihrer unzähligen Heiligen und die Menschen waren in den letzten Tagen scharenweise auf den Friedhof gerannt, hatten Gräber aufgemotzt und Lichter aufgestellt. Die mochte ich. Konstanze war immer mit ihr dort spazieren gegangen, wenn die Dunkelheit kam und die letzten Besucher ihren Pflichtbesuch auf dem Friedhof absolviert hatten.

„Mir gefällt das nicht, wenn du mit ihr dorthin gehst!“, hatte meine Mutter immer wieder versucht die Besuche zu verbieten.

„Der Friedhof ist wunderschön, besonders im Licht der vielen Kerzen, Nur in dieser Nacht ist es dort so besonders.“

„Du spinnst ja, zieh sie nicht in deine Spinnereien mit hinein. Du hast genug andere Baustellen, um die du dich kümmern solltest! Oder weißt du schon, wo du ab Januar wohnst?“ Die Stimme meiner Mutter bekam wieder dieser abfällig roten Färbung. Die bekam ihre Stimme oft, aber in der Regel immer, wenn sie sich mit ihrer Schwester Konstanze unterhielt.

„Nicht bei dir, ich weiß. Lass mich nur machen!“, entgegnete Konstanze und verließ die Wohnung.

Ich konnte mich nicht daran erinnern, dass die beiden sich mal anders unterhalten hätten. Sie stritten sich immer. Meine Mutter fing immer an und Konstanze ging dann.

An all das dachte ich, als ich hier mit Roland entlang ging. Wir waren jetzt auf dem Weg zum Friedhof. Heute brachte ich das erste Mal ein Licht auf das Grab von Konstanze. Roland war die ganze Zeit schweigend neben mir hergegangen. Uns kam eine Frau entgegen, die drei Aldi-Tüten in der Hand hielt. Aus zwei Tüten lugte Tannengrün hervor.

„Sie können das doch nicht tragen, das ist zu schwer!“, hörte ich Roland sagen, als wir auf der Höhe der Frau gingen. „Wo wollen Sie denn hin?“, fragte er weiter.

„Zur Fabrik!“, sagte die Frau und etwas Speichel kam links aus ihrem Mund. Sie gab Roland bereitwillig beide Tüten. Ich schämte mich ein wenig. Ich war so in Gedanken versunken gewesen, dass ich die Frau nicht wirklich gesehen hatte. Bei Roland war das anders. Er sah die Menschen um ihn herum sehr genau und wenn er spürte, dass jemand Hilfe brauchte,

dann reagierte er sofort. Wir nahmen die Frau in die Mitte und gingen den Weg, den wir gekommen waren, langsam wieder zurück.

„Wo wollen Sie denn hin?“, fragte Roland nochmal. „Wir gehen mal zu einer Bank und dann können Sie sich einen Moment ausruhen.“

„Da kommt mein Bus!“, sagte sie und zeigte auf die Straße. Roland hob die Hand mit der Tüte und der Bus hielt tatsächlich an. Natürlich war hier keine Haltestelle. „Können Sie die Frau mitnehmen?“

„Natürlich!“, sagte der Fahrer lachend, „Ich kenne sie, da bist du wohl zu spät dran gewesen, Annemarie?“

Die Frau stieg ein und Roland folgte ihr mit ihren Taschen.

Als er zurückkam, gingen wir den Weg schweigend weiter.

„Du weißt schon, dass das nur wenige getan hätten, oder?“, fragte ich Roland.

Roland schaute mich fragend an. So war er, bekam die meisten alltäglichen Sachen nicht auf die Kette, ohne wie Monk seine Rituale abzuspulen, aber verpasste mir eine Lektion nach der anderen, wenn es um Menschen ging, die Hilfe brauchten. Roland konnte das. Roland tat das. Roland war Roland.

„Sie lebt in der Fabrik. Meine Mutter sagt, sie hat mal als Verkäuferin gearbeitet. Dann hat sich ihr Mann von ihr getrennt, sie hat zu trinken angefangen, erst ihren Job und dann ihre Wohnung verloren. Die in der Fabrik hat ihr Konstanze besorgt und getrunken hat sie auch nicht mehr.“ Roland war bei den Worten stehengeblieben. „Wenn jemand geht, tut das ziemlich weh. Noch mehr, wenn er lebt, wenn er geht.“ Er zupfte an dem viel zu langen Ärmel seines Jacketts.

Ich musste schlucken. Wie er da so stand und die Schultern hängen ließ, tat er mir so unsagbar leid. Nein, das war eine andere Farbe. Es war Mitleid und das war für grün für mich. Das andere, das ich fühlte, war ein wenig mehr im Bauch und da leuchtete gelb. Ich schaute Roland an. „Darf ich?“, fragte ich und breitete ihre Arme aus.

„Ja.“, flüsterte Roland.

Ich nahm ihn behutsam in den Arm und spürte, wie er ebenfalls seine langen Arme um mich schloss, auch ganz vorsichtig, so, als hätte er Angst mich mit seiner Kraft zu zerbrechen. Ich wusste, dass er Umarmungen eigentlich nicht ausstehen konnte.

„Besser?“, fragte ich nach einem unsagbar langen gelben Moment.

„Ja, etwas mehr gelb!“, sagte er und ich fragte mich nicht das erste Mal woher er meine Worte nahm, die ich nur dachte und nicht aussprach.

Wir nahmen beide etwas verlegen die Arme herunter und standen uns noch einen Moment so nah gegenüber. Dann gingen wir beide einen Schritt, wieder in den gewohnten Abstand zurück.

„Ich muss los!“, sagte ich. „Mach’s gut und danke!“

„Gerne!“ Roland drehte sich herum und ging Richtung Fachwerkhaus.

Ich brauchte noch meine Lieblingssüßigkeit.

Kapitel 9

Gustavs Nachricht

Ich sah Scrabbie die Straße herunterkommen. Ohne Roland. Das war selten geworden. Immer öfter sah ich die beiden zusammenhängen. Ich überlegte kurz, ob sie wohl etwas von dem wusste, was Roland gezeichnet hatte. Scrabbie war schlau und auf gar keinen Fall zu unterschätzen. Ich musste auch bei ihr aufpassen, auch wenn mir das Bauchschmerzen verursachte, aber es stand einfach zu viel auf dem Spiel.

„Na, so spät noch unterwegs?“, fragte ich, als Scrabbie hereinkam.

„Na, so spät noch am klugscheißen?“, grinste Scrabbie und griff zielsicher nach einer Haribo-Tüte, die außer ihr eigentlich niemand kaufte. Ich bestellte die nur für sie. Das wusste sie aber nicht und ich würde mich hüten, ihr das zu erzählen.

„Wo hast du deinen Schatten gelassen?“, grinste ich zurück.

Sie wurde echt ein wenig rot. Volltreffer, dachte ich. Ob sich da etwas anbahnte zwischen den beiden? Das hätte ich noch vor ein paar Wochen nicht für möglich gehalten.

„Laber nicht!“ Sie legte mir das Geld auf die Theke und riss die Tüte sofort auf. „Möchtest du auch?“

„Diese chemische Zuckerkeule kannst du gerne alleine essen und lenk nicht ab!“

„Ich bin doch nicht sein Aufpasser. Wenn du was über ihn wissen willst, dann frag ihn selbst!“ Scrabbie stellte auf Angriffsmodus um. Das kannte ich von ihr und deshalb wusste ich auch, dass es ernster war zwischen den beiden, als sie zugeben wollte.

„Lass sie dir schmecken!“ Ich gab ihr das Wechselgeld zurück und bediente die nächsten Kunden. Kurz vor Ladenschluss versorgten sich die meisten nochmal mit Bierflaschen, damit

sie über die Nacht kamen. Scrabbie verließ kauend meinen Laden.

[...]

„Ist er schon bei dir aufgetaucht? Weißt du, was er hier will?“ Ich schaute auf die Nachricht auf meinem Smartphone. Nein, Lysander hatte sich noch nicht bei mir gemeldet. Das letzte Mal, als ich von ihm gehört hatte, nach meinem Wettkampf, den ich im Ring so übel gegen ihn verloren hatte, hieß es, er sei nach Berlin, seiner Freundin hinterhergezogen. Ich aber wusste, dass er das nur tat, damit er aus den Kreisen herauskam, in denen wir uns bewegt hatten. Er war der von uns beiden, der ehrlich war und einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn hatte. Niemals hätte er sich auf die Machenschaften eingelassen, in die ich mich seit dem Tod von Kasper verstrickt hatte. Er war als mein damals bester Freund auch der einzige, der mir die Wahrheit sagen durfte, ohne dass ich ihm eins auf die Fresse gab. Er sagte mir auch nur einmal, was er von mir und meiner Lügerei hielt und hielt dann die Fresse. Er verschwand ohne ein weiteres Wort nach Berlin. Konstanze hatte mir das erzählt, weil die beiden wohl noch Kontakt hatten. Dass er jetzt wieder da war, hieß entweder Schluss mit seiner Perle oder noch mehr Wissen von Konstanze. Ich machte die Zigarette aus und tippte meine Antwort ins Smartphone.

„Nein, sobald ich etwas weiß, melde ich mich.“

Die Antwort kam prompt. „Du weißt, was auf dem Spiel steht. Ich sage es nicht noch einmal.“ Natürlich wusste ich das. Ich ging hinein, warf die letzten Besucher raus, die nur noch zum Aufwärmen da waren, schloss den Kiosk zu und tobte mich wieder einmal am Boxsack in meiner Wohnung aus.

[...]

Kapitel 10

Scrabbie und die andere Konstanze und Otte

Den Inhalt der Haribo-Tüte hatte ich aufgegessen, bevor ich zuhause ankam. Ich konnte sicher sein, dass meine Mutter schon bei ihrer neuen Lieblingsserie „Freundinnen“ auf dem Sofa eingeschlafen war, vom Liegen auf dem unbequemen Sofa wach wurde, weil ihr Rücken das nicht lange mitmachte, ohne ihr weh zu tun und sie dann nach einer Katzenwäsche ins Bett ging. Sicher schaute sie dann nicht mehr in mein Zimmer, dafür war sie einfach zu müde. Der Job in der Bäckerei war echt heftig. Sie musste schon um halb fünf aus dem Haus und

das auch am Wochenende und an anderen Feiertagen, wenn alle anderen ausschlafen konnte. Sie schien sich daran gewöhnt zu haben, konnte wohl auch mit dem Verkaufsstress vor den Feiertagen umgehen und brachte immer mal wieder ausrangiertes Gebäck und immer frische Brötchen mit. Als ich kleiner gewesen war, durfte ich immer mal mitkommen, mich an den Tisch ins Café setzen und dort einen Kakao trinken und malen oder lesen. Das konnte ich stundenlang tun, weil ich den Geruch der frischen Brötchen so sehr mochte und die Arbeitskolleginnen meiner Mutter, vor allen Dingen die damalige Filialleiterin Elke, mir immer ein warmes Brötchen schenkte, das ich dann mit Butter bestrich und in den Kakao tunkte.

Ich wollte diesen Job später ganz bestimmt nicht machen, auch wenn ich meiner Mutter sehr hoch anrechnete, dass dieser Job es war, der uns beide versorgte. Auf meinen Erzeuger, der den Unterhalt für mich, wenn überhaupt, sehr unregelmäßig zahlte, war da kein Verlass. Das machte mich wütend auf den Mistkerl. Bei dem Mistkerl waren sich meine Mutter und Konstanze soweit einig, dass sie mir beide nicht verrieten, wer er war. Ich sah auch, wie sehr dieser Job als Filialleiterin meine Mutter anstrengte, wie müde sie oft war und ihr dabei der Rücken vom langen Stehen weh tat.

„Der Job macht dich doch fertig, du kannst das nicht bis zur Rente durchziehen. Und du kannst doch so viel mehr, als da jeden Tag in der Bäckerei hinter der Theke zu stehen!“, hatte Konstanze ihr immer mal wieder ungefragt gesagt. Dieser Job war eines der Dauerstreitthemen der beiden gewesen und so sehr ich Konstanze auch mochte, fand ich das nicht richtig, dass sie sich da in etwas einmischte, das nur meine Mutter etwas anging.

„Kümmer dich erst mal um dein Leben und deinen Hokuspokus, da bist du mehr als beschäftigt mit!“, konterte meine Mutter jedes Mal, denn Konstanze war auch oft knapp bei Kasse. Ich weiß nicht, was das war, dass die beiden Schwestern so miteinander umgehen ließ. Ich kann mich nur an wenige entspannte Tage erinnern, in denen beide miteinander gelacht haben und von früher erzählten, als sie noch zur Schule gingen und dann gemeinsam die Welt bereisen wollten. Studiert haben sie beide. Bei meiner Mutter kam ich dazwischen, sie hat ... noch zu Ende studiert, aber mit mir nicht mehr. Was bei Konstanze nach ihrem Jurastudium passierte, weiß ich nicht.

Ich hatte genug von den vielen Gedanken, die mich heimsuchten und machte mir erst einmal einen aromatisierten schwarzen Tee: Tropenzauber. Nach Konstanzes Tod auf Tee

umzusteigen, war gar nicht so einfach, denn eigentlich mochte ich keinen Tee, aber den Kaffee konnte ich einfach nicht mehr riechen, geschweige denn trinken und Tee erinnerte mich am wenigstens an sie und unsere regelmäßigen Kaffeetreffen in ihrer Praxis, in der sie uns mit ihrem uralten, aber funktionstüchtigen Coffeemaker auf dem Gasofen einen Espresso gemacht hat.

„Nur ein Espresso ist ein Kaffee!“, hatte sie immer gesagt und einen anderen bekam ich bei ihr auch nie, wenn wir über Gott und die Welt und ihre Karten gesprochen haben. Ja, in Venedig war sie früher oft, das hat sie mir mal erzählt. Sie nahm sich nach dem Jurastudium eine Auszeit. In einer Zeit, in der sich nur wenige Menschen Auszeiten nahmen und noch weniger Menschen das verstanden. Konstanze wollte die Sprache lernen und die Geschichte in der Stadt erleben. Sie verliebte sich erst in die Stadt und dann in einen Venezianer.

„Es ist alles so ganz anders als hier. Hier ist alles grau und das Leben ist mit Paragraphen gepflastert. Dort ist ein völlig anderes Lebensgefühl zuhause. Wenn du alt genug bist, solltest du unbedingt mal nach Venedig fahren.“ Ich hatte wochenlang Donna Leon Filme angeschaut und dabei Stadtpläne, die ich mir aus der Bücherei ausgeliehen hatte, angeschaut. Mit dem Finger war ich die Straßen entlanggegangen und kannte mich in der Stadt auf dem Papier schon sehr gut aus. In dieser Zeit schaute sich meine Mutter sogar ab und an einen Donna Leon Film mit mir an.

„Schau dir die Filme an, aber glaub ihnen kein Wort. Sie sind nicht das Leben. Das sind nur Träume, die können dich nicht ernähren. Schau dir Konstanze an!“ Ich konnte sie nicht ausstehen für das, was sie sagte, auch wenn ich wusste, dass es auch stimmte. Die hatte in der Zeit mal wieder Geldprobleme und konnte sich mit Arbeitslosengeld und dem Kartenlegen so gerade über Wasser halten. Ich sah das und war doch fasziniert von dem, was sie mir bei einem Espresso von ihrem Venedig erzählte. Den Venezianer hielt sie immer aus ihren Erzählungen heraus. Da war sie wie meine Mutter. Die erwähnte meinen Erzeuger auch nie. Irgendwie hatten es die beiden Schwestern wohl nicht so mit den Männern in ihrem Leben. [...] Ich hoffte nicht, dass das genetisch bedingt war, denn dann habe ich wirklich ziemlich miese Voraussetzungen, was Jungs und später Männer angeht. Nein, über Roland wollte ich jetzt auch nicht nachdenken.

Vielleicht stimmte das, dass Filme nicht das Leben und nur Träume auf Leinwand waren, aber was wusste ich schon von dem Leben meiner Mutter, das sie so einen Satz für die Wahrheit hielt. Von meinem Leben wusste ich ja auch noch nicht einmal, ob ich am nächsten Tag noch

dasselbe wollte wie am Vortag, außer Haribo natürlich, die könnte ich jeden Tag essen, zumindest theoretisch.

Es machte mich vor allen Dingen traurig, weil meine Mutter selbst in dieser Zeit nicht einmal die Filme und den Moment mit mir genießen konnte. Das danach noch mit Worten so schlecht zu machen, fand ich echt mies und ich fragte sie irgendwann einfach nicht mehr, ob sie mit gucken wollte. Sie fragte auch nicht mehr.

All das ging mir durch den Kopf und ich war nach dem Nachmittag in der Praxis auch noch völlig durchgefroren. Weniger wegen des Wetters, sondern mehr wegen der vielen neuen Fragen, die mit Lysander auch noch aufgetaucht waren. Ich wollte sie einfach nicht mehr in meinem Kopf hören und dagegen half mir immer ein Serien-Streaming unter meiner Kuschedecke mit Wärmflasche, Tee und Schokolade. Ich hatte mit „Atypical“ angefangen. Die Serie erzählte von einem Autisten. Roland fand die Sendung blöd.

„Ich bin nicht wie Sam und ich bin auch nicht eine andere Diagnose, kein Asberger und kein Monk! Ich bin Roland!“

„Ich weiß!“, sagte ich etwas lahm. Natürlich nicht. Roland war Roland und Realität. Sam war Sam und nur ein Film. Trotzdem mochte ich die Serie, weil ich glaubte, dadurch Roland bzw. die Menschen um ihn herum besser verstehen zu können, irgendwie, auf eine etwas schräge Art. Und jetzt auch noch mein neues, gelbes Gefühl für ihn, das kam noch obendrauf und verwirrte mich noch mehr. Für heute war eindeutig genug passiert. Ich ging ins Bad und danach sofort ins Bett.

Mitten in der Nacht wurde ich wach. Ich saß senkrecht im Bett und war schweißgebadet. Ich wurde wach mit dem sicheren Gefühl etwas ganz Wichtiges vergessen zu haben. Das war ein wiederkehrender Traum, der mich besonders vor wichtigen Klassenarbeiten heimsuchte. Vor lauter Lysander und Roland und Nachdenken über Konstanze und meine Mutter hatte ich doch echt die Karten und ihr Jahresbuch völlig vergessen. 03:33 Uhr zeigte das Display meines Weckers. Dreimal dieselbe Ziffer, dreimal die „3“, das war echt unheimlich, fand ich. Aber vielleicht hatte auch nur Konstanze aus irgendeinem unerfindlichen Grund an die Kraft der wiederkehrenden, identischen Ziffern geglaubt und ich glaubte jetzt auch daran, weil sie daran geglaubt hatte. Egal, ich machte meine Nachttischlampe an, holte mir ein Handtuch aus dem Schrank, trocknete mich ab und wechselte mein Schlaf-T-Shirt. Erst dann ging ich zu meinem Rucksack und holte ganz behutsam das schwarze Samt-Tuch heraus. Es war weich und kalt, eine ungewöhnliche Kombination, fand ich. Ich nahm es mit ins Bett und legte das

schwarze Paket vorsichtig auf meine Bettdecke. So, als wollte ich die Karten nicht stören, faltete ich das Tuch auseinander. Die Faltechnik war mir so vertraut, dass ich sie blind hätte ausführen können. Wie oft hatte ich Konstanze dabei zugesehen und wie oft hatte ich das heimlich bei mir und irgendeinem Tuch geübt und mein Tagebuch darin eingewickelt. Der Anblick der Karten war mir seltsam vertraut und doch waren sie auf eine eigenartige Weise fremd.

„Die Karten sind nur Karten. Sie erwachen erst durch die Energie des Menschen zum Leben, für den sie gelegt werden.“, hatte Konstanze immer gesagt. Jetzt lag einfach ein Stapel Karten vor mir. Ich kannte sie alle, nicht von ihrer grundsätzlichen Bedeutung, davon verstand ich nicht so viel. [...]

Ich nahm alle Karten auf und wollte sie mischen, als ich einen Brief unter dem Kartenstapel entdeckte.

„Für Scrabbie!“ stand da mit großen, schnörkellosen und gut leserlichen Buchstaben. Ich erkannte Konstanzes klare Handschrift sofort.

Ich überlegte kurz, ob ich einfach eine neue Serie anschauen sollte. Ich würde einfach so tun, als hätte ich diesen Brief nicht gefunden und als hätte Konstanze ihn nie an mich geschrieben. Meine Hand zitterte. Ich erinnerte mich an die letzte Klasse, in der wir diese blöde Projektwoche hatten – wieso erinnerte ich mich jetzt an diesen Schwachsinn? - Ich wollte besonders schlau sein und hatte mich für Kreatives Schreiben angemeldet, weil der neue Referendar, der das leitete mich an Jensen Ackles von „Supernatural“ erinnerte und das irgendwie besser und weniger anstrengend klang als „Planet Erde – Zerstörung versus Schöpfung“ und „Die neue Rechte - Die Demokratie in Gefahr?“. Na ja, ich hatte leider nicht auf die Teilnehmer*innenliste geachtet und war so mit Bernd in einer Gruppe. Bernd war so blöd wie sein Namensvetter in der Kinderserie „Bernd, das Brot“, doch er hielt sich leider für den Größten. Was er hier zu suchen hatte, war mir schleierhaft, bis ich sah, dass auch Stefanie mit in der Gruppe war. Natürlich, er stand auf sie und sie war die Tochter des Redakteures bei unserem Käseblatt und konnte quasi per Genetik gut schreiben, was ihr Vater irgendwie nicht konnte, fand ich. Er hatte mir zu einseitig und eher ausgrenzend über die Leute in der Fabrik geschrieben. Das tat er mit anderen Gruppen der Stadt nicht, auch wenn sie sich noch so schlecht benahmen.

„Die haben Geld und Macht in dieser Stadt, über die schreibt man nicht, wenn man es sich

nicht mit ihnen verscherzen will!“, hatte Konstanze immer gesagt und sich kein bisschen daran gestört und weiter ihren Blog geschrieben. Was war aus dem eigentlich geworden? Ich musste später mal nachschauen! [...] ich wusste, dass es da diesen Stalker-Spiderman gab, der wilde Verschwörungstheorien über ihren Tod verbreitete. Ich hatte nur davon gehört. Nichts gelesen. Ich hatte Schiss. Fast noch mehr Schiss, wie in die Praxis von Konstanze zu gehen. In die war ich heute gegangen und schon wieder hatte ich Schiss. Angst war echt mein Thema. Immer und überall hatte ich Schiss.

Wie bei dieser dämlichen Projektwoche, bei der hatte mich also aus einem schwachen Moment heraus für eine ganze, lange Woche Gruseln entschieden. Schreiben, das war ja noch o.k., aber das mit den anderen zu machen und vielleicht auch noch vorlesen zu müssen, war megaätzend.

Ich klagte Konstanze nach dem ersten Tag mein Leid. Ich hätte eigentlich wissen müssen, dass sie die absolut Falsche war für dieses Thema und jedes andere Thema, das mit Entscheidungen zu tun hatte, die man/frau bereute und dann beklagte.

„Ja, und, dann hast du also mal mit Anlauf in die Scheiße gegriffen. Mach das Beste daraus oder überleg dir eine gute Ausrede für meine Schwester, warum sie dich bis Freitag zuhause und im Bett behalten soll!“ Konstanze stellte mir mit diesen Worten einen Espresso auf den kleinen Tisch neben den Sessel. „Na, dann, lass uns anstoßen auf eine Woche in der Hölle mit, wie hieß er nochmal gleich?“

Ich musste grinsen, auch wenn ich wusste, dass es mir morgen früh in der Schule vergehen würde. Ich war nicht so cool wie Konstanze, ich konnte nicht mein Ding durchziehen, ohne Rücksicht auf alle und Bernd und Stefanie und alle anderen.

„Du bist manchmal echt wie deine Mutter, so ...“, Konstanze unterbrach ihren Satz und stellte ihre Tasse auf den Tisch. „... weich, so mimosenhaft. Ihr habt doch beide keine Ahnung, wie das Leben wirklich sein kann!“

Ich schaute sie nur an. „Was?“ Klar, wusste ich, dass mein Problem jetzt nicht die Welt war und die Welt nicht verstehen würde und die Welt einen Scheißdreck interessierte, aber wie sie das so klein machen konnte, das war fies. Da war sie ihrer Schwester sehr ähnlich.

„Na ja, dann haben wir beide wohl etwas gemeinsam, s-o reden, das kann sie auch wunderbar. Danke für den Espresso!“ Ich stand auf und knallte die Tür hinter mir zu.

Raus hier. Ich musste einfach raus hier. Manchmal war sie einfach zu hart. Und da war sie auf eine etwas andere Art meiner Mutter viel zu ähnlich. Ich ließ meine Wut am nächsten Baumstamm im Park vor dem Kiosk aus.

„Na, Tussi? Wo hast du deinen blöden Freund gelassen?“ Otte stand, an seinen Einkaufswagen gelehnt, neben der Bank.

„Na, Säufer? Wo hast du deine Flasche gelassen? Möchtest du mein Baumstamm sein? Gerne, komm her!“ Ich trat drohend einen Schritt auf ihn und den Einkaufswagen zu und stieß fest zu. Otte strauchelte und kippte leicht nach links. Ich fluchte und kam ihm schnell zur Hilfe. Er zitterte und ich schämte mich in Grund und Boden für mein Verhalten. Scheiße, gerade beschwerte ich mich noch über meine harte Tante und benahm mich selbst wie der letzte Asi.

„Sorry, bin heute ziemlich schräg drauf!“ Ich wunderte mich, dass Otte weder meine Hand wegschlug noch zu motzen begann. Ich an seiner Stelle hätte das getan und vermutlich sogar noch zugeschlagen. Er versuchte immer noch atemlos das Gleichgewicht zu halten und hielt sich krampfhaft am Einkaufswagen fest.

„Ich muss mich setzen!“, sagte er langsam und leise.

Ich erschreckte mich, wie blass er aussah. Weiß wie die Wand, würde Roland jetzt sagen. Ich hielt den Einkaufswagen fest. „Komm, nimm meinen Arm bis zur Bank!“ Ich hielt ihm meinen Arm hin. Ihm musste es echt scheiße gehen, denn er griff zitternd danach und versuchte sich zu halten. So würden wir nicht einmal die wenigen Schritte bis zur Bank schaffen.

„Soll ich Hilfe holen?“, fragte ich. „Gustav?“

„Nein, noch einen Moment.“ Er war verdammt kurzatmig und schaute nach unten, so, als würde da sein Gleichgewicht liegen.

„Otte, na, los, pöbel mich an, werde wieder sauer und dann gehen wir die paar Schritte!“ Ich klang selbstbewusster, als ich mich fühlte. Bis zur Bank waren es immer noch so drei, vier Schritte und auf der anderen Seite bis zu Gustavs Kiosk war es noch viel weiter. Im Licht der ziemlich schwachleuchtenden Laterne war auf dem schmalen Kiesweg durch den Park niemand sonst zu sehen.

„Mädchen, dass du mir mal helfen würdest!“ Er kicherte. Ein glucksendes, grünes Kichern. So eins hätte ich Otte nie zugetraut. Ich hatte den Gedanken kaum ausgesprochen, da hustete er auch schon wie verrückt und ich dachte, der kotzt mir hier gleich auf den Weg oder sackt ein. Ich versuchte ihn zu halten.

„Schade, dass ich dich nicht in den Einkaufswagen setzen kann; das würde helfen!“ Wieder ein Schritt weiter. Er kicherte und hustete. Hustete und kicherte. Die Bank. Er setzte sich. Ich daneben. Ich hatte mich bis dahin noch nie so darüber gefreut, auf dieser Bank sitzen zu können.

„Wasser?“, fragte ich.

Otte kicherte wieder. „Mädchen, Wasser, willst du mich vergiften?“

„Ja, von mir bekommst du nur Wasser? Für Alkohol musst du selbst laufen! Kann ich dich hier sitzen lassen. Hole Gustav!“

Otte nickte und hustete wieder. Er schloss die Augen.

Ich vergewisserte mich, dass er gut saß und rannte los.

Kapitel 11

Roland, nur Roland

Ich wollte in dieser Nacht zu ihnen gehen und ihnen mein neues Bild von Gustav zeigen, als ich hörte, wie sie sich stritten. Konstanze schrie und Scrabbie auch. Ich verstand nicht, was sie sagten, denn ich hielt mir sofort die Ohren zu. Schreien konnte ich nicht haben, genau so wenig wie eklig rote und gelbe Gummibärchen. Als ich die Hände wieder von meinen Ohren nahm, sah ich Scrabbie nicht mehr, Konstanze auch nicht. Es war still. So eine Stille, die nichts Gutes verheißt. Eine Stille, die nach ekliger kalter Pizza schmeckt. Kalte Salami-Pizza. Ich stand auf und ging über den Innenhof des Fabrikgebäudes einen Schritt Richtung Praxis. Da sah ich Konstanze auf dem Bauch am Fuß der Treppe zu den oberen Wohnungen liegen. Ich erkannte sie an dem grellen, pinkfarbenen Sonnenhut, der neben ihr lag. Sie lag seltsam verdreht da auf dem Boden. Aus ihrem Kopf sickerte Blut.

„Nein. Nein. Nein. Eins. Zwei. Drei. Blut ist rot, Konstanze nicht tot.“ Ich hockte mich auf den Boden und wiederholte die Sätze. Dreimal. Immer dreimal und immer wieder, bis sie sich wie eine warme Decke um mich legten. Dann stand Gustav auf einmal neben mir.

„Roland?“

Gustav wusste genau, dass er mir nicht zu nah kommen durfte. Das machte er gut. Er sprach nur die Worte neben mich und ließ sie da einfach stehen.

„Was machst du denn hier?“, fragte ich, als ich die Sätze nicht mehr aufzählen musste.

„Ich hatte hier zu tun. Was machst du hier?“, fragte Gustav zurück. Seine Stimme klang ein wenig nach schlechtem Gewissen. So klang sie auch, als ich ihm mein Bild gegeben habe, auf dem er auch etwas zu tun hatte.

„Ich wollte ihnen dein Bild zeigen, aber sie haben sich gestritten und dann habe ich mir die Ohren zugehalten.“

Die Dunkelheit wurde durch blaues Licht erleuchtet. Ein Krankenwagen kam die steile Auffahrt hinauf. Nur blaues Licht, keine Sirene. Sirenen von Polizeiautos waren wie rote und gelbe Gummibärchen und kalte Pizza zusammen.

„Ich gehe mal zu den Sanitätern, bin gleich wieder da!“, sagte Gustav und ging dem Krankenwagen entgegen. Aus dem Augenwinkel sah ich einen Schatten nach hinten verschwinden. Vielleicht habe ich mir das auch nur eingebildet. Ich schaute auch Konstanze nicht mehr an.

Und ich habe, so schlimm es auch ist, heute wieder etwas Wichtiges über das Leben gelernt. Wenn ich mir einrede, dass ich etwas Wichtiges gelernt habe, dann kann ich es gut aushalten. Ich habe es mir zuhause gleich aufgeschrieben, in das kleine Notizbuch, in das ich alles aufschreibe. Auf die linke Seite schreibe ich und rechts male ich. Keine Ausnahme. Links, schreiben. Rechts malen.

Was ich heute gelernt habe: Wenn ich jemanden überraschend besuche, kann etwas Schlimmes passieren. Deshalb werde ich meinen Besuch bei allen fortan vorher ankündigen, damit nichts Schlimmes passiert.“

Das ist ein bisschen anders wie bei der Frau, von der ich letzte Woche in der Schule gehört habe, als wir zum 09. November, dem Jahrestag der Reichspogromnacht, im Luftschutzbunker der Stadt gewesen sind. In dieser Nacht wurden jüdische Geschäfte und Synagogen zerstört und angezündet. Jüdische Menschen wurden damals verfolgt und getötet. Der Luftschutzstollen war ein gruseliger, enger und sehr feuchter Ort. Hier hatten im 2. Weltkrieg 2000 Menschen Platz. Kam jemand zu spät oder war man der „zweitausendundeinste“ Mensch wie diese Frau, dann musste der 2001. Mensch draußen bleiben. Draußen bleiben mussten auch die russischen Gefangenen, die den Stollen bauen mussten und alle jüdischen Einwohner*innen. Auch die Frau musste draußen bleiben und sich in einem Hauseingang verstecken. Sie hat die Flieger gehört, die immer näherkamen und gesehen hat sie sie auch und schreckliche Angst hat sie gehabt.

So wie ich, als ich Konstanze da am Fuß der Treppe haben liegen sehen. Ein bisschen Angst hatte ich schon vorher, als sich Konstanze und Scrabbie gestritten haben. Diese Frau hat um ihr Leben gefürchtet und da war sie gerade mal so alt wie ich heute. Und seit diesem Tag, so hat sie dem Museumspädagogen bei einer Führung für Erwachsene erzählt, ist sie niemals mehr zu spät gekommen. Niemals. Sie ist heute über achtzig Jahre alt. Ich komme auch nie zu spät, aber nicht, weil ich um mein Leben fürchten muss wie diese Frau, sondern, weil ich es höflich finde und, weil ich sonst viel zu nervös werde, wenn ich zu spät komme. Ich kann dann nicht mehr ruhig sitzen und muss ständig aufstehen.

„Als ob du ein Luftballon bist, der zu viel aufgeblasen wird und dann mit einem lauten Knall zerplatzt!“ Mein Vater hatte das immer gesagt, das sollte ein Witz sei. Den Witz habe ich nicht

Kapitel 11

Roland, nur Roland

verstanden, weil ich doch nicht platzen würde, auch wenn sich meine Haut anföhlte, als würde sie mir zu eng. Ich konnte einfach nur nicht sitzenbleiben. Aber er hatte oft solche Dinge gesagt, die ich nicht verstanden habe. Mein Bruder hat sie auch nicht verstanden, aber gelacht, weil mein Vater gelacht hatte. Meine Mutter sagte in solchen Situationen nichts. Meistens stand sie dann vom Tisch auf und begann das Geschirr abzuräumen. So, als wollte sie die ausgesprochenen Wörter gleich mitwegräumen.

In dieser Nacht, als Konstanze starb, konnte meine Mutter zwar das Geschirr wegräumen, nicht aber meine neue Angst, die sich zu all den anderen dazugesellte. Nämlich, dass der Schatten, den nur ich gesehen hatte, etwas mit Konstanzes Tod zu tun hatte. Scrabbie nicht, denn Scrabbie würde so etwas nie tun. Schatten schon, denn die waren die gestaltgewordene Böartigkeit. Das hatte ich mal gelesen, mir fiel nur vor lauter Angst nicht mehr ein, wo ich das gelesen hatte. Ein Schatten fiel auf mich und ich schrie.

„Roland, ich bins, Roland, alles gut!“ Gustav war es und dieses Mal war es nur sein Schatten.

Ich hatte mein Jackett versaut. Dreck und Blut. Blut von Konstanze, hatte Gustav und auch der Polizist gesagt, als sie mich fanden und ich das Jackett ausziehen musste, was erst gelang, als mir der Sanitäter etwas in den Arm spritzte, das mich müde und ruhiger und irgendwie leichter machte. Gustav musste mir alle Sachen aus den Taschen geben und meine Mutter holte mich ab. Er hatte sie angerufen. Sie hatte ein anders Jackett mit. So ein Graues mit schwarzen Längsstreifen. Das hatte sie wohl noch in der hintersten Ecke in ihrem Kleiderschrank gefunden. Das war von meinem Vater, das sah ich und das wollte ich nicht mehr tragen, weil es sie traurig machte, denn deshalb hatte sie es verwahrt und versteckt.

„Ich will kein Jackett mehr tragen. Es erinnert mich an Konstanze und das ist schlimmer als die Erinnerung an Papa!“ Meine Mutter weinte und packte das Jackett ein und einen Kapuzenpulli aus.

Den hatte sie auch mitgebracht. Der war blau und hatte einen schwarzen Bund. Das mochte ich.

Scrabbie hat mich nie gefragt, wieso ich mein Jackett nicht mehr trage, das fand ich gut.

Meine Mutter hatte versucht meinen Vater zu erreichen, aber der ließ sich nicht mehr erreichen, seitdem er ausgezogen war. Ich glaube, es war besser so für mich, denn er wäre keine gute Hilfe für mich und meine Mutter wurde nur immer traurig und wütend, wenn er mal vorbeikam und keins von beiden war gut.

An diesem Abend war es anders, da machte sie mir einen echten Kakao. Nicht so einen Kinderkakao, sondern einen mit dem richtigen dunklen Kakaopulver und die Milch wurde extra warm gemacht.

Einen mit echter Sahne, keine aus der Spröhlflasche und auch noch mit Marshmallows, die Gustav extra noch für mich aus seinem Lager holte. Ich hätte fast vergessen, warum ich das alles so spät am Abend noch bekam, weil ich diesen Geschmack so sehr mochte und genau so einen Kakao hatte ich auch bekommen, als mein Vater ausgezogen war. Irgendwie konnte mir das Leben mit einem solchen

Kapitel 12

Schon wieder Otte und Marlene

Kakao immer noch verdammt viel Angst machen, aber wenn ich einen Schluck davon trank, dann hatte ich das Gefühl, das würde schon wieder anders werden. Ich dachte beim nächsten Schluck an das, was Augie in dem Film „Wunder“, gesagt hatte: „Wenn dir nicht gefällt, wo du bist, stell dir einfach vor, wo du sein möchtest!“ Und er wusste ziemlich genau, wovon er sprach, denn er war ein Junge, den alle anstarrten, weil sein Gesicht seit seiner Geburt so schrecklich entstellt war, und er deshalb am liebsten einen Astronautenhelm trug. Ich trank noch einen Schluck und überlegte, wo ich gerne sein wollte. Da fiel mir auch beim zweiten, dritten, vierten und fünften Schluck nichts ein. Doch dann wusste ich es.

„Was überlegst du?“, fragte meine Mutter, die ebenfalls einen Kakao trank, was sie auch sonst nicht machte.

„Ich habe überlegt, wo ich jetzt gerne lieber sein würde!“, sagte ich wahrheitsgemäß und sah am leichten Zucken ihrer Hand, dass sie Angst vor meiner Antwort hatte, weil sie immer noch dachte, ich wäre lieber bei meinem Vater als bei ihr.

„Ich wäre jetzt gerne am Meer, da waren wir beide in dem Sommer, als ich auf die Gesamtschule wechseln musste. Da würde ich jetzt gerne in der kleinen Strandmuschel sitzen!“

Sie entspannte sich sofort, das sah ich. „Ja, mein Schatz, da wäre ich jetzt auch gerne. Vielleicht können wir uns das ja nächstes Jahr im Sommer leisten!“

„Das wäre schön, aber wenn nicht, dann setzten wir uns einfach vor meinen Bildschirmschoner, da ist auch Meer drauf!“

„Jetzt?“, fragte sie.

„Ja, jetzt!“, sagte ich. „Ich hole meinen Laptop hier in die Küche!“

Und dann saßen wir mit einer zweiten Tasse Kakao vor meinem Bildschirm und schauten aufs Meer. Ich glaube, wir wurden beide ganz ruhig davon, auch wenn sich die Szene immer und immer wiederholte.

Kapitel 12

Schon wieder Otte und Marlene

„G-U-S-T-A-V!“ Scrabbie kam außer Atem in meinen Kiosk. „Otte braucht Hilfe, Kannst du einen Arzt holen?“

„Otte? D-E-R Otte?“ Ich fragte nicht weiter. Ihr Blick ließ mich den Ernst der Lage erkennen und ich wählte sofort die Nummer, die ich auswendig kannte. In der Fabrik lebte auch eine

Ärztin, Marlene, die sich um Obdachlose kümmerte. Sie würde wissen was zu machen sei. Ich zitterte, als ich die Telefonnummer wählte, denn ich erinnerte mich an die Nacht, in der Konstanze starb. Da hatte ich die Nummer auch gewählt, aber es kam jede Hilfe zu spät. Ich verdrängte die Geister und konzentrierte mich auf den Anruf und auf Scrabbie, die schon wieder raus war, um Otte da nicht allein zu lassen. Unglaublich, die beiden waren sich vor gar nicht allzu langer Zeit noch fast an die Gurgel gegangen und jetzt das. Das war Scrabbie. Da war sie mehr Konstanze, als mir lieb war.

„Ja, Gustav, hier, hallo Marlene. Wir brauchen Hilfe. Otte geht es nicht gut. Ist im Park bei Scrabbie. ... Gut, bis gleich!“ Ich legte auf, Marlene war eine Frau, die das Smartphone hasste. Sie hatte auch noch ein Handy, das wirklich nur telefonieren konnte. Alles andere war neumodischer Schnickschnack. Wir waren nach einer Siegesfeier im Boxen mal zusammen in der Kiste gelandet, seitdem wusste ich, dass sie auf Boxen stand, auf große Wunden und nicht auf neumodischen Schnickschnack an Smartphones.

„Ich brauche diese Dinger nicht, sie bedeuten in meinem Job immer nur Arbeit. Und, dass etwas passiert ist.“ Wir waren uns, seit dieser einmaligen Nacht noch ein-, zweimal über den Weg gelaufen, aber seitdem ich mit dem Boxen aufgehört hatte, nicht mehr begegnet. Ich machte den Kiosk dicht, war eh keiner mehr da und lief mit einer Flasche Wasser in den Park. Dort sah ich Scrabbie auf der Bank neben Otte sitzen, der sich die Seele aus dem Leib hustete. Ich öffnete den Verschluss im Laufen und hielt sie ihm hin, als ich mich vor ihn hockte.

„Versuch einen Schluck zu trinken!“ Ich hielt die Flasche fest und setzte sie so behutsam wie möglich an seine Lippen. Otte trank, trank zu hastig und verschluckte sich.

„Scheiße!“, fluchte ich und schlug ihm vorsichtig auf den Rücken. In so einer miesen Verfassung hatte ich ihn schon lange nicht mehr gesehen. Die ersten kalten Tage auf der Straße forderten ihren Tribut.

„Pass doch auf!“, fuhr mich Scrabbie an.

„Eine bessere Idee, Frau Doktor?“, stänkerte ich zurück, weil ich das Warten auf Marlene und die Tatenlosigkeit genauso schlecht aushalten konnte wie sie. „Marlene ist unterwegs!“

„Marlene?“

„Ja, Frau Dr. Maurer!“

„Ah, wir duzen uns also schon, der Herr Boxer und Freestyle-Casanova! Die Frau muss ja echt an Geschmacksverirrung leiden!“, Sie grinste und ich musste es auch. Otte kicherte und hustete wieder stärker.

„Ich kann euch hören. Hört auf damit. Hallo Otte!“ Eine schlanke Frau in Jeanshose und Turnschuhen kam mit schnellem Schritt auf uns zu. Sie trug eine knallrote Regenjacke und einen silbernen Koffer an der rechten Hand.

„Hallo!“, keuchte Otte.

„Wieder der Husten?“, fragte sie.

Otte nickte stumm und zeigte auf seine Brust. „Tut schweineweh!“

„Wie sieht es mit Laufen aus?“

„Nicht gut!“, antwortete Scrabbie für ihn. Er ist kaum die paar Schritte bis zur Bank gekommen!“

„O,k., das Mädchen also, für die ich an einer Geschmacksverirrung leide. Wenn ich ihn mir so anschau, dann weiß ich heute glatt, was sie meint oder, Otte?“ Sie grinste erst Otte und dann Scrabbie an, die wurde echt rot und Otte kicherte wieder. Dann begann sie Otte abzuhorchen. [...]

Sie hatte Otte versorgt, ihn abgehört und dem Sanitäter im Krankenwagen, den sie gerufen hatte, klare Anweisungen gegeben. „Blutabnahme, wegen möglicher Entzündungswerte und/oder TBC, Röntgen. Und das Zimmer drei, das ist frei.“

Otte würde ein paar Tage bleiben müssen, bis das Fieber weg und der Husten besser geworden war.

„Er ist doch nicht krankenversichert, oder?“ Ich stellte ihr ihren Lieblings-Gin Tonic hin, nachdem ich Scrabbie nach Hause geschickt hatte.

„Nein, natürlich nicht. Unser Verein übernimmt das. Wir haben doch eine Sondervereinbarung, dafür hat doch noch Konstanze gesorgt.“ Sie nahm einen großen Schluck. „Ich vermisse sie!“ Sie sah blass aus.

„Ja, ich weiß!“

„Du hast sie in dieser Nacht gefunden, oder?“

Ich nickte stumm und trank ebenfalls einen großen Schluck.

„Du hast mich auch angerufen.“ Sie hob die Hand und es sah so aus, als wolle sie meine berühren. Sie überlegte es sich und schloss die Hand wieder um das Gin Tonic Glas. „Machst du mir noch einen?“

Ich berührte ihre Hand leicht, als sie mir das Glas gab.

„Du kannst bleiben, wenn du magst!“ Hatte ich das jetzt nur gedacht? Nein, laut gedacht.

„Nein, wir wissen beide, das war eine einmalige Sache mit uns beiden. Und so betrunken bin ich noch nicht und es gibt echt miesere Tage!“ Sie lachte mich an.

„Auf deine Geschmackverirrung!“ Ich hob das Glas und wir stießen an.

„Sie ist wie Konstanze, das weißt du, oder?“, fragte sie.

„Ja, das weiß ich!“

„Weiß sie es?“

„Ich glaube nicht!“, sagte ich.

„Hat sie einen Brief gefunden?“

„Ich glaube ja ...“ Ich überlegte kurz. „Und Lysander. Er ist wieder da!“

Sie schaute mich an. „Scheiße!“, sagte sie und trank noch einen Schluck.

„Du bleibst also doch?“

„Erzähl mir noch mehr und deine Chancen steigen mit jeder weiteren Neuigkeit!“

Kapitel 13

Gespenster im Schaumbad

Langsam wurde es zur Gewohnheit völlig durchgefroren zuhause anzukommen.

„Ich habe dir ein Bad eingelassen!“, begrüßte mich meine Mutter, Sie sah echt besorgt aus.

„Woher ...?“ ich schaute sie fragend an.

„Gustav hat angerufen.“

„Verräter!“, sagte ich und meinte es aber nicht so. „Danke!“. Ich ging ins Badezimmer und ließ mich langsam in das warme Schaumbad sinken. Ja, das tat gut. Ich konnte das. Otte nicht, der hatte kein Zuhause. Auf jeden Fall keins, in dem ein Schaumbad mit einer Badewanne auf ihn wartete. Mein Bild von ihm hatte sich heute um 180 Grad gedreht. Das hatte ich von Konstanze gelernt.

„Beurteile einen Menschen nie nach seinem Äußeren. Es gibt immer eine Geschichte dahinter.“ Das hatte ich heute begriffen. Ich hatte großen Respekt vor der Arbeit von Marlene, die sich rührend um ihn gekümmert hat. Das war richtig klasse. Meine Mutter brachte mir sogar noch einen Kakao.

„Darf ich?“, fragte sie.

Ich nickte. Früher hatte sie sich immer an den Wannenrand gesetzt und mir beim Haarewaschen Geschichten erzählt, damit ich von dem grünen Apfel-Shampoo abgelenkt wurde, das mir immer in den Augen brannte, auch wenn es für Kinder war und laut Inhaltsstoffen nicht in den Augen brennen sollte. Egal, welche Sorte wir kauften, die Augen brannten und die Geschichten blieben solange, bis meine Mutter irgendwann beschloss, dass ich dafür zu alt geworden war.

„Geht es Otte einigermaßen?“, fragte sie jetzt und schob den Schaum am Ende der Wanne zu einem kleinen Berg zusammen, Das hatte sie früher auch schon immer getan.

„Ja, ich denke schon. Sie haben ihn ins Krankenhaus gebracht. Marlene hat sich super um ihn gekümmert. Die war echt toll, wie sie das gemacht hat, ganz selbst verständlich und wie sie mit ihm gesprochen hat. Echt krass gut!“

„Ich glaube, das könntest du auch. Du kannst gut mit Menschen!“. Sie ließ den Satz behutsam am Wannenrand sitzen und stieß ihn dann in den Badeschaum, bis er lautlos unterging. Ich war überrascht. So etwas hatte sie mir schon lange nicht mehr gesagt.

„Das haben wir schon lange nicht mehr gemacht!“, sagte ich leise in den Schaum hinein und schickte meinen Satz leise hinter ihren her.

„Ja, leider! Wir sollten das wieder öfter tun. Was meinst du?“ Sie schaute weiter in den Schaum, ohne mich direkt anzusehen. Meine Mutter, die nie um ein Wort verlegen war, konnte mich nicht ansehen.

„Ja, gerne. Auch ...“ Ich überlegte, ob ich die Situation für das Thema nutzen konnte oder, ob ich den Bogen sofort wieder überspannte. „... über Konstanz?“

„Ja, auch über Konstanz!“ Sie schluckte, bevor sie mich ansah. „Das müssen wir und hätten wir schon längst tun sollen!“

Wir schwiegen beide. So viel Wahrheit musste erst einmal ausgehalten werden. Ich froh ein wenig im Schaumbad.

„Ich ...“ Ich setzte den Satz noch einmal an, weil ich wieder unheimlich Schiss bekam. „... habe Konstanzes Karten und einen Brief von ihr bekommen. Ich habe ihn noch nicht geöffnet.“

Meine Mutter wurde blass. Die bis gerade eher leicht gerötete Gesichtsfarbe verschwand und machte einem Weiß Platz, gegen das das Weiß von Otte noch gesund ausgesehen hatte. Ich erschrak.

„Mama?“

Mein Ruf holte sie von irgendwo zurück. Sie musste sehr, sehr weit aus ihren Gedanken zurückgeholt werden.

„Scrabbie, lass uns morgen darüber sprechen, ja!“

Ich schaute sie an und konnte es nicht fassen, Gerade hatte ich sie noch fragen wollen, ob sie den Brief von Konstanze mit mir öffnen und lesen wollte und schon schloss sie mich mit einem Satz wieder komplett aus ihrem Leben aus.

„Du solltest jetzt besser gehen!“, sagte ich.

Sie stand auf und ging ohne ein weiteres Wort aus dem Badezimmer und schloss die Badezimmertür leise zu und mich wieder einmal aus ihrem Leben aus. Meine Tränen liefen lautlos ins Badewasser und ich tauchte einmal komplett unter, um zumindest einen Atemzug lang alles zu vergessen und an der beschissenen Oberfläche Leben zu lassen. Ich glaube, ich brauchte jetzt ein wenig Roland. Vielleicht würde er den Brief mit mir lesen. Ja, später vielleicht.

Als ich mich etwas beruhigt hatte, war die Wanne blitzblank geschrubbt. Einmal, zweimal, dreimal hatte ich die Wanne poliert. Hätten wir ein Auto, hätte ich das wie bei meinem Lieblingsfilm von früher „Karate Kid“ mit zwei Händen und einem Schwamm blank poliert. „Auftragen, rechte Hand. Polieren, linke Hand!“, hatte Mr. Miyagi gesagt und Kid auf eine sehr ungewöhnliche Weise etwas sehr Wichtiges über Karate beigebracht.

Mit zwei Schwämmen und der Zitronen-Scheuermilch tobte ich mich an der Badewanne aus und tat dabei noch etwas Sinnvolles für den Haushalt. Der Duft beruhigte mich immer. Ich kam mir schon fast ein wenig wie Roland vor, aber das hatte ich schon getan, bevor ich ihn kannte. In der Nacht, als Konstanze gestorben war, hatte ich das zum ersten Mal gemacht. Zuerst in der Badewanne aufgewärmt, um die Kälte loszuwerden. Und dann die Badewanne geschrubbt, um die Traurigkeit und vor allen Dingen mein schlechtes Gewissen und meine

Schuld loszuwerden. Sie vom Rand der Badewanne immer wieder weg zu wischen und sauber zu machen.

Ich war bei Konstanze an diesem Abend und wir hatten uns gestritten. Es war eigentlich ein sehr schöner Abend, wir hatten Espresso getrunken dazu echte Cornetti con crema, gegessen. Eigentlich die besten Voraussetzungen für einen tollen Abend, der mit ihrem Tod und meinen Schuldgefühlen endete, die mich bis heute im Schlaf verfolgten

[...]

Kapitel 14

Die beiden Schwestern

Das Schrubben der Badewanne beruhigte mich wie sonst nur das Boxen es vermochte. Ich konnte mich abgetrocknet, in meinen Lieblingsschlafanzug und mit zwei heißen Toasts mit Quark und Rübekraut versorgt, unter meine Bettdecke legen und war wieder bereit für die Realität. Es wurde Zeit, dass ich meine Angst überwand und den Brief endlich öffnete. Erst dann würde ich Roland davon erzählen. Roland war Roland und das würde jetzt alles unnötig verkomplizieren.

Ich nahm den Brieföffner, den ich aus meinem Schreibtisch geholt hatte und öffnete den Brief mit einem ...

Heraus fiel ein Foto, das Konstanze und mich auf ihrer Bank vor der Praxis zeigte. Es war im letzten Sommer gewesen. Wir hatten ihren selbstgemachten Eistee getrunken und sie hatte mir von Venedig erzählt. Venedig. Ich seufzte.

Das Briefpapier war unliniert und stammte von ihrem Praxisblock. Konstanze war pragmatisch und alles anders als ein Deko- und ästhetische Mensch.

„Es geht nicht um äußern Schein-Schnickschnack, sondern um Inhalt und Seele. Alles andere brauche ich nicht!“

Ich schaute auf meinen weißen Schreibtisch und darauf, auf meinen heißgeliebten Schnickschnack, angefangen von kleinen, farbigen Kästchen für Stifte, Papier und Sonstiges.

Mein vollgestopftes Bücherregal darüber. Alle meine Lieblingsbücher in Hardcover und nach Farbe und Größe sortiert.

Ich faltete das Briefpapier auseinander und begann zu lesen:

Liebe Scrabbie,

du weißt ich bin kein sehr gefühlsduseliger Mensch, alleine das Wort nur hier auf das Stück Papier zu schreiben, bereitet mir Unbehagen. Ich bin für klare Ansagen und Wahrheiten. Im Leben gibt es zu viel Armut, Unrecht und Ungerechtigkeit, die mit Schein und Lüge überdeckt und versteckt werden.

Wenn du das liest, bin ich tot. Ich vermache dir mein kleines Apartment in Venedig, das ich nicht mehr brauche und auch lange nicht mehr besucht habe. Es ist mir nicht mehr so wichtig, aber ich weiß, wie sehr du Venedig liebst, auch wenn du noch nicht einmal dort gewesen bist. Du hast noch zu viel Angst und kannst daher nicht begreifen, worum es im Leben wirklich geht. Das ist völlig normal, so waren wir alle, als wir jung waren.

Es gibt etwas, das ich dir gerne sagen würde, aber ich habe es deiner Mutter zu Lebzeiten versprochen, das nicht zu tun, weil sie es tun will, wenn du soweit bist, wenn du das jemals sein wirst. Egal, ich habe meine Pflicht und Schuldigkeit getan und dir immer versucht vor Augen zu führen, worum es im Leben wirklich geht. Es gibt mehr, als das, was wir sehen ... Mach was draus aus meinem Tarot-Deck, der Schaukel in der Abstellkammer und dem Apartment. Mach etwas mit deinem Leben!

Konstanze

Ich legte den Brief zur Seite und fühlte zum ersten Mal riesengroße, dunkelrote Wut und tiefschwarze Traurigkeit gleichzeitig. Als würde ich losschlagen wollen und gleichzeitig reißt einer meinen Arm zurück und der hängt dann irgendwo zwischen zuschlagen und zurückweichen. Ein krasses Gefühl! Ich wollte etwas kaputtschlagen, damit die Wut wegging. Diese unaussprechliche und so riesige Wut auf Konstanze, die immer wieder ein Stück zu weit ging und die ich so sehr gemocht hatte, die ich zeitweise liebend gerne gegen meine Mutter eingetauscht hätte. Wären da nicht diese Momente gewesen, in der sich beide so unterschiedlich sie auch waren, ähnlich waren, Die eine ging zu oft einen Schritt zu weit über meine Grenzen hinweg, die andere schob mich anders genauso soft weg. Scheiße, was für eine Familie. Soviel Wanne schrubben half bei diesen Schwestern nicht mehr weiter, egal ob

die eine schon tot war und nur noch die andere lebte. Ich brauchte dringend eine zweite männliche Meinung. Gustav? Der hatte gerade Damenbesuch und machte vermutlich irgendwelche Doktorspiele. Roland, gleich morgen früh, da musste er durch, auch wenn Sonntag war. Immer sonntags schaute er die Serie „Atypical“, um genau zu analysieren, was an der Darstellung des Hauptdarstellers Sam als Autist alles falsch sei.

[...]

Ich hatte schlecht geschlafen, war dauernd wach, hörte, wie meine Mutter sich für die Sonntagsschicht in der Bäckerei fertigmachte und um 4:45 Uhr die Wohnung verließ. Ich ging aufs Klo, machte nur eine Katzenwäsche, denn vom Baden hatte ich erst einmal genug und kochte mir einen Tee.

Ich setzte mich mit dem Tee an meinem Schreibtisch vor dem Fenster und legte die Tarot-Karten bereit. Ich hatte lange genug gewartet. Ich beobachtete den beginnenden Tag auf der Straße und mischte dabei die Karten, die sich seltsam warm anfühlten. Alles, was ich über Tarot-Karten wusste, hatte ich von Konstanze gelernt, der Frau, die mir ein Apartment in Venedig vererbt hatte. Die Frau, die regelmäßig Grenzen überschritt und das mit ihrem letzten Brief noch einmal beispiellos getan hatte. Die Frau, die ich mir als Mutter gewünscht hatte, war die Frau, die ein Geheimnis vor mir verbarg, dass mir auch meine Mutter nicht erzählen wollte.

Ich legte die Karten und wählte das kleine Kreuz, als hätte ich mein Leben lang nichts anderes getan. Ich hatte Konstanze so oft dabei zugeschaut, dass ich wusste, was ich tun musste. Ich schluckte meine Angst herunter, schloss meine Augen und hielt meine Hände so über den Karten, dass ich sie spürte. Meine Hände zitterten ein wenig. Ich sah die Bilder, die Farben und hörte Konstanzes Stimme dazu. Ich wählte für den einfachen Einstieg das Kleine Kreuz als Legesystem, stellte wortlos meine Frage und legte mir meine Antwort selbst. Die Antwort war klar und auffällig grün, doch ich wollte sie noch nicht glauben. [...]

Ich holte mir also noch das Tarot-Buch aus dem Regal, das ich mal von Konstanze bekommen hatte und begann zu lesen.

„Position 1. Darum geht es. Schöpferische Phase, und eine Zeit der Anwendung der Fähigkeiten, andere zu leiten. Zieht Menschen an sich und will das Unbewusste und die Psyche erforschen.“

Na ja, mich interessierte Psychologie natürlich, aber andere zu leiten. Da fiel mir nur die Filiale meiner Mutter ein und das war es nicht. O.k., weiter.

„Position 2. Darum geht es nicht. Das sollte jetzt nicht getan werden.

Entdeckung und Verwirklichung des Selbst. Alles an die Seite schieben, was stört und hemmt.“

Ja, das war mir zu krass und erinnerte mich an Konstanze. Spannend, dass ich die Anteile, die ich nicht fördern wollte, in den beiden Schwestern wiederfand. Ich machte mir eine Notiz in mein Tagebuch.

„Position 3. Das ist jetzt wichtig. Darum sollte es gehen.

Lust auf Reisen, Abenteuer und Veränderung. Berufliche Veränderung.“

Ja, Reisen. Venedig. Das klingt gut und passt zum positiven Teil des Briefes. Einen Beruf habe ich nicht, aber Veränderung ist immer gut, Meist beginnt der bei mir mit einer neuen Haarfarbe. Das Pink hatte ich schließlich lange genug.

„Position 4. Dahin führt es. Dahin sollte es jetzt gehen.

Kommunikation ist der Schlüssel.“

Ja, Scheiße, dann konnte ich ja jetzt mal anfangen zu reden. Das musste ich wohl noch üben, denn in meiner Familie konnten das die Frauen alle nicht. Ich legte die Karten zurück in das Kartendeck und schickte Roland sofort eine WhatsApp.

Kannst du mit frischen Croissants vom Bäcker zum Frühstück vorbeikommen?

Wie viele Croissants?

Eins für mich und so viele für dich, wie du magst. Nur Roland fragte das und fragte nicht, wieso er am frühen Sonntagmorgen zu mir kommen sollte.

O.k., bin ich 13 Minuten da, wenn der Bäcker nicht zu voll ist.

Ich stellte nochmal Teewasser auf und deckte den Tisch in der Küche. Die Karten hatte ich liegen lassen.

07:13 Uhr klingelte es an der Tür.

„Hier, die Croissants!“ Er hielt mir die Tüte hin, bevor ich etwas sagen konnte.

Ich nahm die Papiertüte an, aus der es lecker duftete und Roland konnte die Fußmatte parallel zur Türschwelle legen.

„Komm rein, wenn du mit der Fußmatte fertig bist!“ Ich ging mit der Tüte zurück in die Küche. Wenige Minuten später kam er herein.

„Wo darf ich mich hinsetzen?“ Ich zeigte auf den Platz am Fenster und er begann sofort die Platzdeckchen aus Stoff zurechtzulegen und Brettchen, Servietten, Besteck und die Tassen dazu zu sortieren. Ich schüttete die Croissants in den Brotkorb und gab ihm den.

„Hier, wo auch immer du ihn hinstellen kannst!“

Roland schaute kurz auf und entschied sich dann für die akkurate Mitte zwischen meinem und seinem Brettchen.

Ich war etwas aufgeregt. Weniger wegen des Briefs, den hatte ich nach dem Schaumbad ganz tief in mir versenkt, sondern wegen Roland und, dass er heute hier war, zum Frühstück und so du wir uns ja beim letzten Mal so fast richtig umarmt hatten.

Ich schüttete uns Tee ein und stellte das Kännchen auf das Stövchen.

„Geht es um deinen Vater, den du nicht kennst?“, fragte Roland, nach dem er sein Croissant mit dem Messer halbiert, mit Butter, Quark und Rübenkraut auf beiden Hälften bestrichen hat.

„Was? Wie? Nein!“, sagte ich und merkte, dass seine Frage Sinn ergab. Konnte das vielleicht das Geheimnis sein, von dem Konstanze geschrieben hat? Und wieso war ich da selbst nicht draufgekommen?

„Ich dachte, das könnte vielleicht sein. Meinen Vater kenne ich, das ist aber auch nicht besser, denn dann weiß ich, wie er ist. Wenn ich weiß, wie Tee schmeckt, ist das nicht immer hilfreich, nur für den Moment, nicht dann, wenn ich eine andere Sorte probieren will, die ich nicht kenne.“

„An dir ist echt ein Philosoph verloren gegangen, Roland!“

„Nein, Philosophie, die mag ich nicht.“

Roland hatte sein Croissant so geschmiert, dass an keiner einzigen Stelle Rübenkraut auf seine Finger lief. Das hatte ich noch nie mit Rübenkraut hinbekommen. Und ich habe schon verdammt viele Croissants mit Rübenkraut bestrichen. So wie jetzt, ich musste überall herumessen, damit das Rübenkraut nicht noch mehr auf meine mittlerweile total schmierigen Finger tropfte.

„Du kannst meins haben!“, sagte Roland und hielt mir sein perfekt bestrichenes Croissant auf seinem Teller hin.

„Danke!“ Ich wurde verlegen. Ich wollte doch über was ganz anderes reden. Reden, das war das Stichwort. „Ich muss mir eben die Hände waschen, denn die tropften nur so vor Rübenkraut und es bedeutete noch einen Moment Galgenfrist. Ich ließ mir sehr viel Zeit mit dem Hände waschen.“

„Ich dachte schon, du wärst im Badezimmer verloren gegangen!“, sagte Roland, der das Glas Rübenkraut verschloss und etwas drehte, damit der runde Glasboden nicht die eckige Kante des Platzdeckchens berührte.

Ich grinste. „Roland, das war ein Witz, du machst dich!“

Er grinste schief. „So, können wir jetzt mit dem anfangen, was du mir sagen willst und die ganze Zeit nicht tust?“

Ich holte den Brief von Konstanze aus meiner Hosentasche und reichte ihm den schon arg zerknitterten Umschlag über den Tisch. „Den hat mir Konstanze geschrieben!“

„Du gehst aber nicht gut mit so wichtiger Post um! Dir schreibe ich dann lieber keine Briefe.“

„Ja, es geht ja auch nicht um das Äußere, sondern um den Inhalt!“

„Ja, ja, das hat Konstanze auch immer gesagt, aber das stimmt nicht, denn, wie du die Dinge behandelst, die du geschenkt bekommst hast, sagt viel darüber aus, wie du mit den Menschen und dir selbst umgehst!“

„Du bist echt ein Glückskeks-Sprücheklopfer!“, sagte ich und bereute es schon wieder ihm den Brief zum Lesen gegeben zu haben.

Roland wäre nicht Roland, wenn er das nicht sofort merken würde. „Scrabbie, ich lese ihn nur, wenn du das wirklich willst. Und dann sag mir, ob ich was dazu sagen soll!“

Ich nickte stumm und setzte mich ihm gegenüber.

„Na los, lies schon!“

Roland öffnete den Umschlag und holte das Stück vom Praxisblock vorsichtig heraus, faltete es auseinander und strich es glatt. Dann las er. An seinem Gesicht konnte ich beim Lesen der geschriebenen Sätze von Konstanze nichts ablesen. Seine Miene war so unbeweglich wie ein Stück Stein. Na ja, wie ein Stück Felsenbeißer aus der unendlichen Geschichte.

Ich begann die Kante des Platzdeckchens entlang der Kante zu rollen.

„Kannst du das bitte lassen? Ich kann dann nicht mehr lesen!“, sagte Roland leise.

Ich strich das aufgerollte Stück sofort wieder glatt. „Tschuldigung!“, sagte ich.

„Deine Tante ist ein Kipp-Bild!“, sagte Roland in mein zappeliges Schweigen, das sich aus dem Platzdeckchen gerollt habe.

„Du meinst die Bilder aus der Wahrnehmungspsychologie, bei der ich nur einen Aspekt der Bilder betrachten kann? Also entweder sehe ich zwei Gesichter in schwarz oder eine Vase in weiß!“ Konstanze, natürlich Konstanze, hatte mir dazu mal ein Psychologiebuch ausgeliehen.

„Ja, sie ist beides, aber wir können immer nur einen Aspekt sehen, bzw. sie lässt uns nur eine Seite sehen ...“ Roland überlegte kurz, bevor er weitersprach. „Sie mochte dich, sehr sogar. Und, sie weiß etwas, das sie dir nie gesagt hat. Das kann dein Vater sein, vielleicht. Oder etwas über deine Mutter.“

„Roland, du könntest Sherlock heißen!“, sagte ich, um etwas zu sagen und nicht über das nachdenken zu müssen, was er gesagt hatte. Mein Vater. Er war nie Thema gewesen und auch nie Teil meines Lebens. Ich war mit meiner Mutter und ihrer Schwester mehr als ausgelastet. Die beiden waren mehr als ein

„Er ist abgehauen, als ich ihm gesagt habe, dass du unterwegs bist.“ Das war alles, was mir meine Mutter jemals erzählt hatte. Auf keine meiner Fragen hatte sie jemals etwas gesagt und ich hatte nie danach gefragt.

„Vielleicht solltest du deine Mutter nochmal fragen, vielleicht ist es etwas völlig anderes. Etwas, woran wir beide nicht einmal denken.“ Roland faltete den Brief wieder zusammen und steckte ihn zurück in den Umschlag.

„Wirst du deine Mutter fragen?“

„Sie wird mir nichts sagen. Das habe ich schon ein paar Mal versucht!“ Ich seufzte und biss herzhaft in das akkurat bestrichene Rübengraut-Croissant. Süßes half mir immer gegen Fragen ohne Antworten. Rübengraut ganz besonders.

Roland schaute mich irritiert an.

„Ich kann gerade nicht!“, schmatzte ich. „Ich bin mit deinem Croissant beschäftigt, wie du siehst.“

„Das sehe ich!“

„Entschuldige bitte. Ich kann am besten mit was Süßem mit Fragen umgehen, die mir niemand beantwortet.“

„Wir könnten ja in der Praxis nach Antworten suchen!“

„Aber, da ist Lysander.“

„Na, und, vielleicht kann der uns ja auch helfen!“

„Meinst du das ernst?“, fragte ich, nachdem ich den letzten Bissen des Croissants heruntergeschluckt hatte.

„Na klar, alles, was ich sage, meine ich so, sonst würde ich es ja nicht sagen, oder?“

„Natürlich! Wann?“, fragte ich.

„heute kann ich nicht mehr. Aber morgen ab 17:00 Uhr hätte ich noch Zeit.“

„O.k., da kann ich auch!“

„Dann bis morgen. Ich gehe jetzt! Danke fürs Frühstück!“ Roland stand auf und hielt mir Teller, sein Messer und seine Tasse entgegen. „Wo ist eure Küche?“

Ich zeigte auf die Tür hinter mir. „Du bekommst noch Geld für die Croissants von mir.“

„Nein, bekomme ich nicht. Das ist so gut.“ Roland stellte sein Frühstücksgeschirr in die Spüle und kam wieder zurück.

„Also, bis morgen!“

„Bis morgen, Roland!“, sagte ich und brachte ihn noch an die Tür. Er schaute auf die Fußmatte vor der Tür. Es hätte ja sein können, dass sie in der Zwischenzeit verrutscht war. War sie nicht. Roland ging, ohne sich noch einmal umzudrehen, im Flur die Treppenstufen hinunter.

Ich schloss die Haustür, drehte mich herum und ging zurück zum Frühstückstisch, den ich ratzfatz abräumte. Schon fünf Minuten später stand ich wieder in meinem Zimmer und wusste nicht so recht, was ich mit mir anfangen sollte. Denn, wenn ich so ruhig dastand, dann stellten sich alle meine Fragen lautstark zu mir und verlangten nach einer Antwort. Ich hielt mir die Ohren zu und stellte meine Musikanlage an. Meine Musik kam nicht vom Smartphone. Ich hatte noch so eine altmodische, dreistöckige Anlage von Kasper. Gustav konnte sie nicht mehr gebrauchen und ich mochte sie. Es war Eine, die noch Kassetten und Schallplatten abspielte. Ich nahm meine Lieblingsvinylplatte, die bei der Anlage mit dabei gewesen war. „Watercolours“, von Pat Metheny. Ich ließ das eckige Weiße aus der Hülle gleiten. Ich war echt gut darin. Natürlich hatte ich die Platte nur mit den Handinnenflächen am Rand vorsichtig angefasst. Dann strich ich vorsichtig mit der Plattenbürste über das Vinyl und legte die Schallplatte behutsam auf den Plattenspieler. Und die Musik, die dann zu hören war, wenn ich die Nadel auf die Platte hob und sie in die Rillen eintauchen ließ, klang einfach anders. Denn schließlich stürzte sich die Nadel kopfüber in das Meer aus Rillen. Ich mochte diesen Vorgang einfach. So, als könnte ich die Zeit anhalten. In dieser Zeitblase waren Fragen ohne Antworten total unwichtig. Und die Musik, die dann zu hören war, wenn ich die Nadel auf die Platte hob und den Startknopf betätigte, klang einfach anders. Ich legte mich aufs Bett und ließ mich von der Melodie wegtragen.

Ich brauchte heute viel länger, um in Gustavs Kiosk zu kommen. Ich kam einfach nicht über die Fußmatte rüber, obwohl ich sie bereits zweimal geradegelegt und sogar meine Kapuze über meine Baseballcap gezogen hatte, weil es regnete. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass all die Wörter, die ich heute von Scrabbie gehört und von Konstanze gelesen hatte wie ein Berg auf der Fußmatte hockten. Ich hatte einen Trick, der half heute aber nicht so gut. Ich habe das Bild eines riesigen alten Schlosses im Kopf und in dem gibt es unzählige Zimmer mit Nummern an den Türen. Ich weiß genau, wie viele Räume es gibt und wo die sind. Scrabbie hat schon zwei Räume im ersten Stock links mit Blick auf die Schaukel im Garten. Und jetzt bekam sie noch einen dritten. Es sind die Nummern 12, 13 und 14, die sind gerade frei geworden. Hier in den Zimmern halten sich all die Wörter auf, die mir zu viel werden, auf. Sie bleiben solange dort, bis ich sie wieder sortieren kann.

Gustav war beschäftigt, da war ich ganz froh und dann überholte mich sogar diese ältere Frau, die in ihrem Namen meine Lieblingsfarbe hat. Frau Berggruen. Nur nicht mit „ü“, sondern mit „ue“. Ich fand, das macht beim Sprechen keinen Unterschied. Frau Berggruen war so ganz anders als meine Oma. Die hat nie so auffällige Farben getragen. Ich glaube, auch im Schrank meiner Mutter gibt es kein solches Grün. Ich mag es.

Gustav und die Frau Berggruen standen an der Theke und tranken Gin Tonic. Ich hatte mal dran gerochen, aber das war mir zu bitter. Tonic Water alleine war mir schon zu bitter.

„Na, komm Roland! Wir können hier drin noch etwas Gesellschaft gebrauchen!“ Gustav kam hinter der Theke vor und machte so eine witzige Armbewegung, die wohl bedeuten sollte, dass ich hereinkommen soll und als ich da so drüber nachdachte, stand ich schon im Kiosk und war an der Fußmatte vorbei, ohne es zu merken. Das musste ich mir später aufschreiben, wer weiß, wann ich das wieder gebrauchen konnte. Ich ging zum Tisch und hängte zuerst meine nasse Jacke auf, direkt über die Heizung, die war an und der Haken in der Wand wackelte zwar, hielt das Gewicht meiner Regenjacke aus.

Dann legte ich meine Malutensilien auf den Tisch. Gustav brachte mir Pauschpapier.

„So, dein Papier. Was Warmes zu trinken?“

„Das fragst du mich doch sonst nie!“ wunderte ich mich.

„Du kommst ja auch sonst nicht pitschnass in meinen Kiosk.“

„Junger Freund, lassen Sie sich einen Kakao machen, mit Sahne, echter Sahne. Das war früher mein Lieblingsgetränk, bevor ich dann doch lieber auf Sahnelikör umgestiegen bin.“

Frau Berggruen zeigt auf die kleine Likörfflaschen auf der Theke. Davon standen noch mehr in Gustavs Regal, rechts hinter der Kasse. Die teuren alkoholischen Getränke standen alle hinter der Theke und nur Gustav kam da dran.

„Also?“ Gustav stand immer noch vor mir.

„Ja, gerne!“, sagte ich und begann zu malen. „Es ist noch ein bisschen früh für Gin Tonic, oder?“ Ich stellte meine Frage mitten in den Raum.

Frau Berggruen lachte. „Ja, das ist es. In einer Kneipe habe ich mal gehört, wenn man den Mond sieht, ist die Zeit gekommen, Alkohol zu trinken. Und mein Tag war heute nicht besonders schön. Ich habe ...“ Sie seufzte und unterbrach sich kurz. „...mich heute blöd verhalten.“

„Ich nicht, ich habe heute, glaube ich, alles richtig gemacht. Können Sie es wieder gut machen?“

„Ich habe gerade keine gute Idee. Hast du eine?“

„Ja, bringen Sie das Bild mit. Vielleicht hilft das, denn da sieht man, wie viele Gedanken Sie sich machen!“ Ich reichte ihr mein Bild, das ich gerade von ihr und Gustav gemalt hatte.

„Wow ...“ mehr sagte Frau Berggruen nicht.

„Wow, Roland, du hast es geschafft, Frau Berggruen sprachlos zu machen. Ich glaube deine Idee wird helfen!“, sagte Gustav und stellte den Kakao neben mich.

„Danke, du bist ein Schatz!“, freute sich Frau Berggruen und kam einen Schritt auf mich zu.

„Aber nicht küssen!“, rief ich erschreckt. „Das wollte meine Oma auch immer und die hat ganz komisch gerochen, nach 4711.“

„Keine Sorge, das mache ich nicht. Außerdem habe ich auch 4711 nicht, auch wenn ich alt bin.“ Sie lachte. „So, ich muss mich jetzt mal wieder auf den Weg machen. Ich bin hochofregt dich kennengelernt zu haben, lieber Roland!“ Sie steckte die Flasche Sahnelikör in die Tasche, hängte sie um und hielt das Bild schützend unter ihrem Mantel.

Kapitel 16

Das zweite Mal mit Marlene

Ich wurde durch den Lärm der Müllabfuhr vor dem Haus wach. Mist, ich hatte verschlafen, meinen Wecker nicht einmal gehört. Ich hatte so gut geschlafen, wie schon lange nicht mehr. Das Bett neben mir war leer. Ich hatte nicht gehört, wie Marlene gegangen war. In der Küche lag ein beschriebener Zettel: *„War doch ein recht mieser Tag; einen solchen verbringe ich jetzt am liebsten mit dir, habe mir einen Kaffee gemacht, auch einen für dich, Marlene.“*

Ich schüttete mit eine Tasse Kaffee aus der Thermoskanne ein. Er war noch heiß und schmeckte gut. Nicht zu schwach. Nicht zu stark, genau richtig. Sie konnte noch nicht lange weg sein. Ich ging zum Küchenfenster und schaute auf die Straße. Graues Novemberwetter. Der Asphalt war nass. Es hatte geregnet in der Nacht, auch davon hatte ich trotz meiner Dachfenster nichts mitbekommen.

Und da stand er. Lysander. Ich erkannte ihn sofort an seinem hässlichen Regenmantel, den er schon früher getragen hatte und der damals schon so alt und abgetragen gewesen war. Ich hatte ihn auf den ersten Blick in dem Park nicht gesehen. Stand da neben dem Baum und schaute hinauf zu mir. Rührte sich nicht uns starrte nur nach oben. Er rauchte immer noch kleine Rauchkringel in den Himmel wie Gandalf, der große Zauberer. Wie früher, als wir noch jünger und Freunde waren, uns im Boxring für die Größten gehalten haben und nächtelang den Herrn der Ringe geschaut haben. Wir waren Helden, die glaubten, die Welt gehöre uns. Gehörte sie nicht, die Welt. Sie gehörte nur den Stärksten und denen, die am besten tricksen konnten. Ich gehörte ja selbst dazu, zu den Tricksern. Lysander nicht, der war aus einem anderen Holz geschnitzt. Er rauchte auf, trat die Zigarette aus, drehte sich herum und ging zurück in den Park. Lysander war wieder da und mit ihm mein schlechtes Gewissen, wie früher.

Konstanze hatte vor ihrem Tod und bei seinem ersten Auftauchen versucht, uns wieder miteinander zu versöhnen. Die besten und schlimmsten Geschichten geschahen in meinem Leben alle hier im Kiosk oder nur ein paar Meter von ihm entfernt. Und auch die, die hierherkamen, ließen ihre guten und schlechten Geschichten alle hier. Der Kiosk müsste längst aus allen Nähten platzen vor Geschichten. Und noch ein ungeschriebenes Gesetz. Immer, wenn ich dachte, es könnte etwas aufwärts gehen in meinem Leben, es würde besser,

wie die letzte Nacht mit Marlene, dann stand mein altes Leben vor der Tür und fickte mich. Wie im Ring. Sobald ich mich zu sicher fühlte, bekam ich eins auf die Fresse.

Sie hatte uns allein gelassen, an diesem Tag und wir beide hatten unseren Gin Tonic schweigend getrunken. Das Schweigen wurde lediglich durch Kunden unterbrochen, die hereinkamen und etwas kaufen wollten. Kurze Momente, die mir etwas die Anspannung nahmen und mir Sicherheit gaben. Wie früher im Rung, als mir der vertraute Geruch nach Schweiß und Leder und das eigene Gefühl alles getan zu haben um zu gewinnen, geholfen hatten.

„Dein Laden scheint ganz gut zu laufen!“, sagte Lysander und stellte seine ersten Worte, ohne Konstanze in unserer Mitte, in den Verkaufsraum.

„Ja, ich kann mich nicht beklagen! Für eine Anstellung reichen die Einnahmen aber nicht.“ Ich wusste von Konstanze, dass er sich in Berlin selbständig gemacht hatte, mit seiner Idee von einer Fahrradwerkstatt, aber anstatt dem Ratschlag von Anton, dem Betreiber der Iserlohner Fahrradwerkstatt in der Fabrik zu folgen, klein anzufangen und sich ein zweites Standbein als Sicherheit zuzulegen, hatte er alles auf eine Karte gesetzt und verloren. Erst die Fabrik, dann die Freundin, die Wohnung. Jetzt war er in Privatinsolvenz und lebte von ALG 2, so gut es eben ging.

„Keine Sorge, wir beide zusammen, das geht keine halbe Stunde gut. Ich würde gerne die Praxisräume von Konstanze übernehmen, also ihre Beratung.“ Bei dem Wort „Beratung“ setzte er das Wort mit seinen Fingern in Gänsefüßchen, das hatte er früher schon immer gemacht und es hatte mich angernert, weil er das für mein Gefühl viel zu oft tat. Für Lysander gab es zu viele Dinge in seinem Leben, die er in Gänsefüßchen besser ertragen konnte.

„Du weißt, dass die Wohnungen und auch der Praxisraum geschlossen werden?“ Ich war mir sicher, dass er das wusste und ahnte die nächste Frage. Alles davor war nur Geplänkel.

„Ja, und ich weiß, dass du das verhindern kannst!“

„Ach ja, wie kommst du denn darauf?“ Ich lehnte mich über die Theke und baute mich vor ihm auf.

„Du konntest noch nie gut lügen. Deine Macho-Körpersprache hat dich immer verraten.“ Er lachte und trank den letzten Schluck aus dem eisgekühlten Glas, dessen Temperatur in etwa meiner gerade noch einmal rapide gesunkenen Stimmung entsprach. „Du machst mit dem

Mann Geschäfte, der der Stadt ein Angebot gemacht hat, damit die die Leute aus angeblichen Brandschutzmängeln auf die Straße setzt und das ganze Ding saniert und mit schicken Lofts und Luxuswohnungen zu einer angesehenen Adresse macht. Hat er Konstanze deshalb die Treppe runtergestoßen?“

„Was willst du dann von mir?“

„Ich habe nur laut gedacht, Mann und das werde ich weiter tun!“ Er stand auf und wollte gerade gehen, als Roland hereinkam.

„Was werden Sie tun?“, fragte Roland und schaute auf mich und dann auf Lysander und dann wieder zurück. Roland zählte stumm bis zu einer bestimmten Zahl, dann ging er vorbei an Lysander. Roland spürte mehr, als er uns zeigte, denn er ging hastig zu seinem Platz am Fenster. „Er wohnt in Konstanzes Praxisräumen, Scrabbie hat es ihm erlaubt.“, sagte er und holte seine Malutensilien aus seinem Jackett.

„Roland, ich habe viele Bilder von dir in Konstanzes Regal gefunden. Sie zeigen, wie die Menschen wirklich sind und auch, was sie verbergen wollen. Sie hat es zu einem Buch zusammengebunden. Wusstest du das, Roland?“

Roland schüttelte mit dem Kopf.

„Ich werde es mir anschauen, wenn ich mit Scrabbie wieder vorbeikomme und herausfinde, was Konstanze mit ihrem Brief gemeint hat!“

„Es gibt einen Brief?“ Ich schaute überrascht auf Roland. Lysander schien ebenso überrascht zu sein, sich aber keine Sorgen zu machen.

„Gibt es auch ein Bild von dir?“, fragte Lysander mich und ich zuckte unmerklich zusammen.

„Das habe ich ihm geschenkt!“, sagte Roland.

„Was für ein Glück!“, sagte Lysander.

„Für Sie habe ich auch eins!“ Roland stand auf und reichte ihm das Bild. Lysander ging es nicht anders wie allen anderen Menschen, die ein Bild von ihm in den Händen hielten. Die Wirkung der Bilder war etwas besonders. Auch Lysander erkannte sich wieder und eben nicht nur die Seite, die wir gerne an uns sehen und auch entsprechend nach vorne stellen, sondern eben auch die, die wir oft zu verbergen versuchen. Ich hatte wie alle anderen, für die er gezeichnet hatte, diese Erfahrung gemacht.

„Wow ...“, sagte Lysander.

„Das hat Frau Berggruen auch gesagt und mehr auch nicht.“

„Du hast es echt drauf. Du könntest glatte einen geilen Comic zeichnen! Darf ich das wirklich behalten?“

„Natürlich. Gustav hat auch eins und vielleicht streiten sie sich ja dann nicht mehr so.“
Lysander und ich grinnten uns an und schwiegen. Da gab es im Moment einfach nichts mehr hinzufügen.

Kapitel 17

Scrabbie, Roland, Lysander und die Schaukel

Ich war spät dran, musste mit meiner Mutter noch ihre Haushaltsliste abarbeiten, die sie aufgestellt hatte. Ich fragte mich, wann sie sich immer die Mühe machte, diese kleinen, bunten Zettel so fein säuberlich zu beschriften, damit wir auch bloß nicht vergaßen, den Mülleimer an die Straße zu stellen und selbst verständlich wieder zurückzuholen, die Geschirrspülmaschine zu leeren und die Wäsche zu waschen und so weiter und so weiter. Ihre Handschrift fand ich sehr schön. Als ich in der vierten Klasse war, hatte sie mir in mein Poesie-Album geschrieben. Der Text ging so:

*„Mag dir auch manches schwer erscheinen,
was dir zur Pflicht das Leben stellt.*

Spring frisch hinein mit beiden Beinen.

Den Mutigen gehört die Welt.“

Und **eine kleine Geschichte**, die sie mal erzählt hat, als ich gerade in die Schule gekommen bin und zu schreiben begonnen habe, hat sie mir aufgeschrieben. Ich habe sie zusammengefaltet und in mein Lieblingsbuch ins Regal gesteckt, als Lesezeichen.

„Du bist fünf Minuten zu spät. Das ist unhöflich!“, begrüßte mich Roland.

„Ja, das stimmt, entschuldige bitte, aber meine Mutter wollte mich nicht gehen lassen, bevor ich den Müll rausgebracht, die Wäsche abgenommen und noch was eingekauft habe.“

„Wenn du so schnell mit dem Tun wärst wie mit dem Reden, dann wärst du früher da!“

Roland hatte einen Witz gemacht. Ich grinnte ihn an. Er grinnte zurück.

„So, zuerst holen wir die Schaukel raus und befestigen sie an dem Baum hier!“, sagte ich, denn die hatte ich bei meinen vorherigen Besuchen völlig vergessen.

„Aber, haben wir die Werkzeuge dazu?“

„Brauchen wir nicht. Schau mal, da ist der Karabinerhaken im Baum und daran müssen wir die Schaukel nur befestigen.“

Während Roland dem Karabinerhaken eine ausführliche Betrachtung zukommen ließ, klopfte ich an die Praxistür. Als ich nichts hörte, ging ich vorsichtig hinein. Lysander war wohl gerade nicht da. Es roch nur ein wenig nach Miracoli. Ich grinste, diesen Geruch kannte ich, denn die mochte ich gerne. Die gab es bei uns aber nur ganz selten. Umso öfter hatte ich die bei Konstanze bekommen. Sie hatte immer einen Vorrat dieser kleinen Pakete im Regal ganz hinten in der Ecke.

Ich ging in die Abstellkammer und fand die zusammengerollte Schaukel. Sie war eingequetscht zwischen zwei bunten Plastikkisten. Ich nahm die erste aus dem Regal. „Fotos und andere Lügen“ stand da auf dem Deckel. Typisch Konstanze. Niemand beschriftete die Dinge so wie sie es getan hatte. Ich würde mir die Kiste später anschauen. Meine Mutter hatte das anscheinend bereits getan und für „Nicht wichtig“ abgetan und hier stehen lassen. Wie auch die Schaukel. Ich zog sie vorsichtig aus dem Regal und ging mit ihr nach draußen vor die Tür.

„Lysander ist größer als wir, er kann uns helfen!“, sagte Roland, der nicht mehr alleine an dem Baum stand und sich den Karabiner anschaute. Lysander war bei ihm.

„Hallo!“, sagte ich.

„Hallo!“, sagte Lysander. „Soll ich dir helfen?“ Wie er die Frage ganz ruhig neben mich stellte, gefiel mir, denn sie ließ mir genug Zeit und Freiraum eine Antwort darauf für mich zu finden. Ich schaute an dem Baum, bzw. dem nass, feuchte Stamm und den Ästen hinauf und nahm seine Hilfe an. Der Regen der letzten Tage machte einen Aufstieg eher schwierig und meine Jeans war keine, auf die ich die nächsten Tage verzichten wollte.

„Ja, danke!“, sagte ich und reichte ihm die Schaukel. Er war wirklich groß und es reichte ihm auf dem niedrigsten Ast zu klettern und vor dort aus, die Schaukel einzuhängen. Dabei streckte er sich so, dass sein Hemd nach oben rutschte und da er kein Hemd trug, seine Unterhose zu sehen und mit dem Markennamen zu lesen war.

„Scrabbie kann deine Unterhose sehen. Das würde ich nicht wollen!“

„Auch nicht, wenn sie von Calvin Klein ist?“, fragte Lysander lachend.

„Nein, das tun nur Angeber!“

Ich fragte mich, was hier gerade abging, aber wunderte mich nicht weiter, weil ich das bei Roland aufgegeben hatte.

„Dein Roland hat ein Auge auf dich geworfen und beschützt dich!“, zwinkerte Lysander mir zu.

Ich wurde rot und lenkte ab. „Du wärst mir auch viel zu alt und ich stehe nicht auf Typen mit Markenunterhosen, die sie nur tragen, damit frau sie sieht!“

„Aber schaukeln magst du, oder? Bitte, du darfst!“ Lysander ging zur Bank und steckte sich eine Zigarette an und Roland setzte sich an das andere Ende der Bank, um zu zeichnen.

„Ich habe was für dich!“, sagte Lysander zu Roland, ging in die Praxis und kam mit einem gebundenen großen Buch und einem kleinen Skizzenblock wieder.

„Hier, damit hast du überall eine gute Unterlage und kannst auch ohne Tisch gut malen und dieses Buch hat Konstanze für dich gebunden, da sind alle deine Bilder. drin Du bist echt ein Künstler!“

Ich saß auf meiner Schaukel, genoss das Hoch- und wider Herunterschwingen und sah, dass Roland hin- und hergerissen war, zwischen dem Impuls den Block zu nehmen und sofort los zu malen und sich dann das Buch anzuschauen und dem Impuls das eben nicht zu tun, weil, na ja, die Sache mit der Angeber-Unterhose noch da war. Ich lachte laut, da auf meiner Schaukel und rief: „Roland, von ihr oben sieht die Welt echt so aus, als könntest du einen solchen Skizzenblock gut gebrauchen.“

„Du verarscht mich, oder?“, fragte Roland.

„Du müsstest dich also entweder auf die Schaukel trauen und so schaukeln wie ich oder die Sache mit dem Geschenk annehmen einfach tun.“

„Drin ist ein Schreibtisch wie im Kiosk. Nimm doch beides mit rein!“ Lysanders Vorschlag war gut, denn Roland nahm sofort beides in die Hand und verschwand mit einem Danke in der Praxis. Ich schloss die Augen und schaukelte mich in den frühen und mittlerweile dunklen Abendhimmel und wieder zurück. Von Lysander sah ich nur den roten Glutpunkt, wenn er an der Zigarette zog.

„Möchtest du auch mal?“, fragte ich, als ich nach vorne schwang und meine Beine über ihm, der Bank und irgendwie auch der Praxis und der ganzen Welt schwebten.

Er lachte. „Nein, danke, das ist jetzt deine Zeit; ich kann das noch die ganze Nacht tun.“

„Sie hat nur noch ein Blatt!“ Mit diesen entsetzten Worten kam Roland aus der Praxis und hielt ein ziemlich verkümmertes Exemplar einer, wie auch immer gearteten Pflanze, in einem runden Topf hoch in das Licht, das aus der Praxis kam.

„Oja, du hast recht!, sagte Lysander, „Wo hast du die gefunden? Das ist eine Kaffeepflanze bzw. das, was von ihr übrig ist. Sie braucht dringend Wasser.“

„Ich hole ihr was und kümmere mich um sie. Hier kann sie nicht bleiben!“ Roland verschwand wieder in der Praxis.

„Dein Freund ist jemand, der sich gut kümmern kann, oder?“

Ich stoppte die Schaukel. „Er ist nicht mein Freund, a-l-s-o n-i-c-h-t s-o e-i-n F-r-e-u-n-d!“ Ich stotterte und fragte mich, wieso ich so unsicher daher laberte, natürlich war Roland ein Freund. Mist, verflucht!

„Jetzt guckst du genauso wie Konstanze das getan hat, wenn sie nicht laut fluchen wollte, aber es in Gedanken getan hat. Ich kann es in deinen Augen ablesen!“ Lysander lachte laut.

„Ich weiß zwar nicht, was an dem Wort Freund falsch zu verstehen ist, aber diese Pflanze ist jetzt meine Freundin und Scrabbie ist es auch und du könntest es noch werden, wenn du weiter so bleibst!“ Roland stand schon wieder mit der Pflanze vor uns.

„Na, dann ist ja alles klar!“, sagte ich.

„Was ist mit dem Buch und deinen Bildern?“, fragte Lysander, „Daraus könntest du echt einen Comic machen.“

„Dafür bin ich nicht gut genug!“, sagte Roland, „Marvel Comics sind besser und viel professioneller.“

„Na ja, das wäre ja ein cooles Ziel, so gut zu werden, viel fehlt dir da nämlich nicht!“

„Ich muss mir das mal in Ruhe überlegen. Jetzt muss ich aber nach Hause und meiner Pflanze eine schöne Stelle suchen in meinem Zimmer. Das Buch mit den Bildern und den Skizzenblock nehme ich auch mit, danke, bis bald!“ Roland ging mit seiner Pflanze los und ließ mich stehen.

„Na super, was für ein Freund!“

„Vielleicht kann ich dir ja helfen. Habt ihr was gesucht?“, fragte Lysander.

Ich zögerte kurz, doch dann entschied ich mich für die Wahrheit. Damit war ich bisher immer noch am besten gefahren.

„Konstanze hat mir einen Brief geschrieben und darin von einem Geheimnis geschrieben, das sie mir zu Lebzeiten nicht verraten hätte. Das hätte sie meiner Mutter versprochen. Und die wird mir nichts verraten, da bin ich mir sicher. Ich glaube, dass es um meinen Vater geht, aber ich bin mir nicht sicher.“

„Wow, das ist typisch Konstanze, mischt noch aus dem Jenseits die Menschen auf. Du weißt also nicht, worum es geht?“ Irgendwas an seiner Art zu fragen, ließ mich kurz stutzig werden, so, als würde er etwas wissen und sich gerade ganz doll Mühe geben, es nicht zu verraten.

„N-e-i-n. Du etwa?“, fragte ich direkt.

„Nein, auch wenn ich kurz gezögert habe, weiß ich nichts. Und, wenn zwei Frauen, wie deine Mutter und Konstanze dir etwas nicht zu sagen, dann wird das einen, vermutlich, ziemlich triftigen Grund haben. Wenn das Erwachsene für Kinder tun, wollen sie sich meistens schützen!“

„Oder sich selbst vor der unbequemen Wahrheit schützen!“

„Ja, ich merke, du kennst beide sehr gut und bist auch deiner Tante ziemlich ähnlich.“ Als er den Satz ausgesprochen hatte, stutzte er kurz, schaute mich wieder an und dann schnell wieder weg. Das Halbdunkel durch die geöffnete Tür der Praxis ließ den größten Teil seines Gesichts im Schatten. Ich spürte auf einmal ein Flattern in meinem Magen, etwas, das nach einer ziemlich schrägen Vermutung klang, aber gerade mit diesem Satz von Lysander einen Sinn ergab, oder glaubte ich nur ein Bild zu sehen, das ich unbedingt sehen wollte?

„Wusstest du, dass sie Tagebuch geschrieben hat?“, fragte Lysander. Das wusste, so glaube ich, nicht einmal deine Mutter. Ich habe sie, entschuldige bitte, hinter dem Stapel, Miracoli gefunden.“ Er wurde etwas rot. Das sah ich selbst im Halbdunkel und das machte ihn sympathisch und Tagebücher hinter Nudelpaketen zu verstecken, das passte zu Konstanze.

„Komm, ich zeig es dir!“

„Musst du nicht, ich kenne den Ort, wo ihre Nudelpakete stehen!“, grinste ich Lysander an.

„Ja, entschuldige, ich wollte da auch keine Grenze überlatschen. Ich gehe nochmal 'ne Runde!“, sagte er.

Ich war ihm dankbar, dass er so viel Feingefühl besaß mich mit den Büchern alleine zu lassen.

Ich fand sie schnell. Sie lagen in einem großen, schwarzen Stiefelkarton. Eher unauffällig verpackt. Hier hätten jeder auf den ersten Blick eine ihrer Dutzend Stiefel-Paare vermutet und sie dann nur durch Zufall gefunden.

Ich nahm den Karton und stellte ihn neben den Tisch und den Sessel, schloss die Tür der Praxis, machte die kleine Leselampe an und griff mir wahllos ein Tagebuch heraus. Sie hatten alle dasselbe Format und waren einheitlich von einer Firma. In genau dieselben hatte Wallace geschrieben. Er war die Hauptfigur in dem coolen Film „Forrester – gefunden“ mit Sean Connery, der vom Schreiben handelte.

So viel Ordnung in den Tagebüchern hätte ich Konstanze gar nicht zugetraut, denn ansonsten war in ihrer Praxis immer eine gewisse „Grund-Unordnung“. So hatte Roland das mal treffend bezeichnet und eine ziemlich gute Beschreibung für ihr geordnetes Chaos, wie sie es selbst nannte, gefunden. Vorne auf dem Einband war die Jahreszahl notiert und auf der ersten Seite das genaue Datum des ersten Eintrags und des letzten Eintrags.

Ich wählte die Jahreszahl, die in Jahr vor meiner Geburt lag, also 2013 und begann zu lesen:

Stauässe
Frischblümchen

Fällen des Baumes

Kapitel 18

Konstanzes Tagebuch I

Ich hatte keine Familie, also keine eigene Familie, bis auf meine Schwester Gabriele und ihre Tochter Scrabbie. Unsere Eltern waren verstorben. Keinen Mann hatten wir beide, also wenn ich von dem einen oder anderen Geliebten absah, der meist nach einer Nacht wieder aus meinem Bett und Leben verschwand. Und alle glaubten, meine Schwester war da die Krönung, sie müssen dafür sorgen, dass ich nicht alleine war, vor allen Dingen an den Feiertagen. Am schlimmsten war es Weihnachten, wenn alle bis über beide Ohren im Stress waren und den an mich weitergaben, um dann noch zu glauben, eine Einladung zu einem, ihrer seit Tagen und Wochen minutiös geplanten Feierlichkeiten würde mich freuen. Ja, vielleicht war ich undankbar, weil sich alle so viel Mühe machen mit mir. Aber, wieso sollte ich da mitmachen, nur, weil sie ihr schlechtes Gewissen beruhigen wollte? Die ersten Jahre ging ich noch am Heiligen Abend zu Scrabbie und Gabriele, aber, als Scrabbie alt genug war, hörte ich damit auf und verreiste über Weihnachten nach Venedig. Hier hatte ich meine Ruhe und niemand kannte mich. Ich brauchte diese Auszeit von der Stadt, in der mich alle kannten, weil ich auch als Dozentin bei der VHS arbeitete.

Ich hatte angefangen meine Jura-Kenntnisse neben meinem Job bei der VHS ehrenamtlich für die Leute zu verwenden, die in der alten Fabrik lebten, die in anderen Wohnungen nicht gut zurechtkamen. Hier gab es eine Beratungsstelle, einen Treffpunkt und eine medizinische Praxis für Menschen, die auf der Straße lebten. Ich lernte die Ärztin, Marlene, bei einem VHS-Kurs kennen. Die beiden Frauen verstanden sich gut und seitdem half ich ihr immer mal bei juristischen Fragen.

Hier lernte ich so etwas wie eine andere Familie kennen. Eine, die sich ihre Familienmitglieder selbst aussuchten, weil sie entweder keine eigene Familie mehr hatten oder mit ihrer eigentlichen nichts mehr zu tun haben wollten oder umgekehrt wollten die nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Hier fühlte ich mich sehr wohl, weil mir niemand zu nah kam, bzw. über meine Denn das kannten alle aus eigener Erfahrung und genau deshalb akzeptierten sie die Grenzen der anderen.

Den Umgang mit den Tarot-Karten, den lernte ich im Studium und ich war fasziniert und begeistert von ihrer Kraft und Wirkung. Ich lernte schnell und schon bald konnte ich sie

anderen legen und verdiente damit mehr Geld, als ich es mit Jura verdienen konnte. So dachte ich damals.

Die Karten halfen mir, anfangs ein gutes Leben zu leben und es vor allen Dingen nicht nach der Meinung der anderen Leute zu leben. Ich lernte viel über die gepflegten, ordentlichen Masken an der Menschen in meiner Heimatstadt, schaute tief hinein in unglaubliche Abgründe, die hinter schönem Schein verborgen blieben. Max lernte ich kennen, als sein Vater in die Suchtklinik ging und seine Mutter sich trennte. Da war er elf Jahre alt. Jahre später traf ich ihn wieder. Heute ist er ein erfolgreicher Schriftsteller. Frau Specht, die ihn begleitete und auch hier in der Fabrik oft zu sehen war und half, wo sie konnte, war auch so eine, die nicht viel auf Schein und schöne Welt gab. Sie packte an. Es ist erst zwei Jahre her, dass sie gestorben ist. Ich vermisse sie und ihre herzliche Art. Sie war so ganz anders als die, die tagsüber mit dem Finger auf mich zeigten und hinter meinem Rücken über mich sprachen. Denn das waren in der Dunkelheit diejenigen, die mich bezahlten, damit ich ihnen die Karten für ihr kleines, spießig armseliges Leben legte. Na ja, vielleicht war auch ich da selbst manchmal genau diejenige, die die Grenzen anderer übertrat, damit sie nicht jahrelang dieselben Fehler machten wie ich und zu lange nach der Meinung der anderen Leute schauten und ihr Leben danach ausrichteten.

Scrabbie, ja Scrabbie bekam das leider auch sehr oft ab. Und dabei wollte ich nur, dass sie ihr eigenes Leben lebte und sich nicht so versteckte wie Gabriele.

Ich liebte mein Leben zwischen den Karten, der Fabrik und dem letzten Stück spießiger Normalität bei der VHS. Als ich ganz in die Fabrik zog, kamen viele Kundinnen nicht mehr, weil sie Angst hatten, hierher zu kommen. Das hatte ich unterschätzt, aber ich konnte und wollte nicht mehr zurück.

„Du schaufelst dir doch schon längst dein eigenes Grab!“, sagte Gabriele bei einem unserer wenigen Treffen. Ich glaube, es war ihr 30. Geburtstag, bei der ich das Gefühl hatte, ich feiere in einem Altersheim. Nur ein Kaffeetrinken mit Kuchen von ihrem Bäcker und nicht so lange, sie müsse am nächsten Tag früh raus. Sie wirkte in vielen Gesprächen, die wir führten, schon zehn Jahre älter auf mich. Ihr ganzes Verhalten, ihr Aussehen, von einem Mann in ihrem Leben mal ganz abgesehen.

Ich war seit meiner Arbeit in der Fabrik mit den Menschen am Rand unserer Gesellschaft lebten sehr, sehr allergisch, was Jammern auf hohem Niveau betraf, denn das, worüber sich meine Schwester oft beschwerte, war nicht im Vergleich zu den Lebensläufen, die ich dort

täglich sah. Ich weiß, dass eine durfte nicht mit dem anderen verglichen werden, aber ich tat es und da kam meine Gabriele, wie viele andere nicht gut bei weg.

„Dein Blick auf das Leben verändert sich. Du brauchst eine regelmäßige Auszeit, dass du weder das eine noch das andere für dein Leben hältst. Du brauchst vor allen Dingen ganz viel von deinem eigenen Leben!“ So hatte mir Marlene das mal bei einem unserer vielen Kaffeepausen in ihrer Praxis erklärt. Die Sprechzeit war längst um, also tranken wir Kaffee mit Cognac, der wärmte nach diesem Tag mehr als nur von innen. [...]

Zwei Kolleginnen von Gabriele waren zum Kaffee da und Scrabbie. Die beiden Frauen waren jetzt seit drei Jahren von Gabriele waren immer dabei und ebenso gut drauf. Petra, 28 Jahre und Angelika, 53 Jahre. Die beiden scherzten mit Scrabbie und mir, lobten den Kuchen aus ihrer Filiale und gaben ein Erlebnis nach dem anderen von ihrem Arbeitsleben hinter der Theke wieder.

[...]

Sie lachten viel und das kam von Herzen. Bei ihnen klang so alles einfach und witzig. Natürlich war ihre Arbeit in der Bäckerei alles andere als leicht, ohne Frage. Die Arbeit war körperlich anstrengend, von den Arbeitszeiten und den Kunden mal ganz abgesehen. Aber, das brachte ihnen meinen Respekt ein, sie hatten ihren Humor nicht verloren. Bei Gabriele war das anders. Sie hatte zu lachen verlernt.

„Das Leben hat mir gezeigt, dass es nichts zu lachen gibt. Lachst du doch, bleibt es dir doch im Hals stecken!“ Ich bekam immer Gänsehaut, wenn ich sie so reden hörte. Sie war gesund, hatte eine tolle Tochter, eine schöne Wohnung und war seit fünf Jahren Filial-Leiterin in der Bäckerei.

Und ich wünschte mir von Herzen Scrabbie würde nicht auch mal so werden.

„Coole Haarfarbe!“, bemerkte Petra zu Scrabbie und verdrehte bei den nächsten Worten ihre Augen. „Blau mag ich, aber unsere Filialleiterin ist da ziemlich spießig!“

Scrabbie grinste. „Ja, das glaube ich. Eure Filialleiterin, die kenne ich, hier hatte sie keine Chance! Ich hatte sie bereits blau gefärbt.“ Scrabbie lachte ihre Mutter an und die lachte das erste Mal an diesem Nachmittag entspannt zurück.

„Komm, es steht ihr gut, oder?“, fragte ich Gabriele.

„Ja, du hast recht, es sieht gut aus!“ Gabriele hatte diesen Satz wirklich gesagt. Sie trank einen großen Schluck Prosecco. Sogar Scrabbie bekam eins. Ich nahm alle meine Gedanken zurück und freute mich über meine entspannte große Schwester.

„So, liebe Konstanze, jetzt die Karten für eine Frage für jede von uns. Zuerst natürlich das Geburtstagskind, oder?“ Das war der jährliche Running-Gag, denn Gabriele ließ sich von mir nicht die Karten legen, sie glaubte nicht an den Humbug, wie sie meine Karten nannte. Angelika war das völlige Gegenteil von Gabriele. Sie war ganz vernarrt in die Tarot-Karten, hatte selber ein Crowley-Kartendeck, legte sich selbst eine Tageskarte und wollte immer wissen, ob nochmal der Traumprinz in ihr Leben vor die Theke der Bäckerei trat. Da waren schon viele gewesen, aber bis in ihr Leben hatte es noch keiner der anfangs vielversprechenden Kunden der Filiale gebracht. Aber, bis zu einem Spitznamen hatten es einige durchaus geschafft. Der runde Dinkel, geschnitten, nicht zu groß, bitte. Das stramme Schwarzbrot. Der gesunde Voll-Körner-Esser. Hatte Angelika schon keinen Spaß mehr mit den männlichen Kunden, blieben sie wieder vor der Theke und ihre Spitznamen übernahmen. Meistens holte ich meine Karten, die ich immer bei mir trug, nach der dritten Flasche Prosecco aus meiner Tasche und begann die Karten zu legen. Auch heute.

„Fang ruhig mit Angelika an. Ich denke, es geht heute um das Graubrot mit Brille!“ Angelika wurde rot und Petra kicherte. „Ja, das passt!“

Ich breitete mein schwarzes Samt-Tuch auf dem kleinen Beistelltisch aus, den Scrabbie zu mir stellte und mischte die Karten. Dann übergab ich den Kartenstapel an Angelika und sie mischte selbst noch einmal. Natürlich wollte sie das Liebesorakel legen und wissen, ob es mit ihr und dem Graubrot mit Brille etwas werden könnte. Ich ließ sie vier Karten ziehen und legte sie dann auf die vier Positionen und begann das zu erzählen, was ich in den Positionen spüren konnte. Für ich war das so einfach wie für die drei Frauen hinter der Theke stehen und verkaufen. Ich sah die Karten, sah Bilder und Farben und musste ihnen nur folgen, dann kamen die Wörter dahinter ganz von selbst.

„Das As der Schwerter auf Position 1. Darum geht es in deiner möglichen Beziehung, um Klarheit. Einfallsreichtum und Originalität. Alle drei sehe ich bei dir. Aber, auch der Verstand, der Kopf, der mitentscheidet.“

Petra kicherte. „Er ist der Verstand, Herr Graubrot mit Brille ist Lehrer.“

„Ja, du bist das Feuer, die Ideen und die Spontaneität. Dazu passt die zweite Karte. Neun der Kelche. Freude. Es wird gut werden in deinem Leben, wenn es dir gelingt, nicht immer an dir und deinen Entscheidungen zu zweifeln, Daran erinnert dich die Acht der Schwerter. Lass nicht zu, dass deine Zweifel und deine Angst sich einmischen. Und mach dich nicht kleiner, als du bist. Dafür steht die Karte, die Neun der Schwerter.“ Ich weiß, ich habe grob und

etwas fahrlässig oberflächlich verkürzt und mich auf das beschränkt, was Angelika hören wollte, bzw. was ich glaubte, was Angelika hören wollte.

Scrabbie kicherte. „Du hast es echt drauf, Tantchen!“, lachte sie leise. Scrabbie kannte sich auch mit den Legesystemen, sie hatte mir beim Üben oft zugesehen und selbst mit ihrem Gummibäcken-Tarot geübt. Ein anderes Kartendeck hatte ich ihr noch nicht geschenkt. Die Karten waren zu kraftvoll und Scrabbie noch zu jung, fand ich.

Angelika war zufrieden; sie kannte die Karten und wollte heute auch nur das sehen, was sie sehen wollte. Petra zierte sich heute und musste auch früher weg als sonst. Sie nahm Angelika mit und ich saß mit Gabriele und Scrabbie noch alleine am Esstisch.

„Und du, liebe Schwester, vielleicht heute mal die Karten für dich?“ Ich hob das Glas „Auf dich und alles, was du dir wünschst!“

„Daran glaube ich auch nicht!“, sagte sie und sofort wusste ich, dass ihre Stimmung gekippt und mit der guten Laune ihrer Kolleginnen die Wohnung verlassen hatte.

„Schade!“, sagte ich.

Scrabbie seufzte nur und begann den Tisch abzuräumen. Der Geburtstag war vorbei. Die Gäste waren weg und ich nahm meine Karten, meine Tasche und meine Jacke, bevor ich auch noch weggeräumt wurde. Ich dachte an mein Lieblingslied „Mond“ von Lary. Ich will auch zum Mond, vor allen Dingen, weil da keiner wohnt ... [...]

Ich las die Zeilen in einem Rutsch durch, weil es sich wie eine spannende Geschichte las, mit der ich nicht mehr aufhören kann, weil ich Zeile für Zeile etwas Neues über die Hauptfiguren erfahre. Mit dem einzigen Unterschied, dass ich die Figuren, mich eingeschlossen, alle kannte, bzw. dachte zu kennen. Ich war fast ein wenig erschrocken, weil Konstanze alle so gut beschrieben hatte und sogar mich selbst erkannte ich unheimlich gut. Mir war gar nicht klar, wie gut Konstanze beobachten konnte und wie sehr sie es schaffte, genau das aufzuschreiben. Es war alles anders als ein klassischer Tagebucheintrag. Sie hatte uns genommen und eine Geschichte aus uns geschrieben. Auch das war typisch Konstanze, denn es war ihre eigene Geschichte von uns.

Ich erinnerte mich an den Geburtstag im letzten Jahr. Ich hatte gerade ausprobiert, wie mir **blau** als neue Haarfarbe stand und war sehr zufrieden mit dem Ergebnis. Meine Mutter hatte getobt und sich geweigert, so mit mir einkaufen zu gehen. Ich ging also alleine einkaufen und kaufte noch einmal denselben Farbton, um das **Blau** noch einmal zu intensivieren. Sie sprach

drei Tage kein Wort mit mir. Erst einen Tag vor ihrem Geburtstag brach sie das Schweigen und tat so, als sei nichts gewesen. Da war ich dann bockig und sprach erst wieder, als die Gäste kamen. Ich wusste, dass machte sie an ihrem Tag richtig nervös. Spannend, dass Konstanze das überhaupt nicht gespürt hatte. Vielleicht oder sicher sogar war sie zu sehr mit ihrer eigenen Geschichte beschäftigt. Wie immer. Ich glaube, Konstanze war, auch wenn sie anders sprach und diesen Egoismus anderen vorwarf, immer nur mit sich und ihrer Geschichte beschäftigt.

Ich schaute auf die vielen, fein säuberlich einsortierten Tagebücher, die in dem großen Stiefelkarton lagen und bekam ein wenig Angst, was ich wohl noch mehr darin finden würde. „Du hast zu lesen angefangen?“, fragte Lysander von der Tür. Wieder ließ er seine Frage behutsam neben der Tür stehen. „Es ist spät geworden. Deine Mutter wird sich Sorgen machen. Soll ich dich noch nach Hause begleiten?“

„Danke, aber sie hat Spätschicht, da ist sie nie vor 23:00 Uhr zuhause. Ich nehme das hier mit und die anderen stelle ich erstmal wieder zurück.“ Ich packte den Deckel auf den Stiefelkarton, stellte ihn wieder ins Regal und stellte die Miracoli-Pakete davor.

„Und, darf ich fragen, wie es ist, darin zu lesen?“

„Puh ...“ Ich suchte nach Worten. „Sie hat nicht nur einfach Tagebuch geschrieben; das wäre nicht Konstanze.“ Lysander nickt stumm. „Sie hat eine Geschichte daraus gemacht. Sie hat uns genommen und zu ihrer Geschichte geschrieben. Es muss ihr unheimlich wichtig gewesen sein, ihre Sicht der Dinge zu beschreiben, so, als wolle sie da etwas bewahren oder sich von der Seele schreiben. Ich glaube, das ist es und ich weiß nicht, ob mir das gefällt, so ungefragt Teil einer aufgeschriebenen Geschichte zu sein!“ Ich bekam eine Gänsehaut. „Für heute mache ich Schluss. Gute Nacht, Lysander!“ Ich packte das Buch, nahm noch das letzte aus der Reihe raus, steckte beide in den Rucksack und verließ fluchtartig die Praxis. Ich musste mich bewegen und meine Gedanken sortieren, Was würde ich hier noch alles finden? Und wollte ich das alles wirklich wissen? Lysanders Satz geisterte in meinem Kopf herum. *„Und, wenn zwei Frauen, wie deine Mutter und Konstanze dir etwas nicht zu sagen, dann wird das einen, vermutlich, ziemlich triftigen Grund haben.“* Wollten sie wirklich mich oder nur sich selbst beschützen.

Kapitel 19 Konstanzes Tagebuch II

Gustav und Lysander und schaukeln

[...] Ich lief zurück durch die Stadt und vorbei an dem halb aufgebauten Weihnachtsmarkt, dessen Buden jedes Jahr gammeliger aussahen und erst, wenn es verdammt dunkel wurde, einen Hauch von glückseliger Stimmung verbreiteten.

Ich musste lachen. Konstanze und der alljährliche Weihnachtsmarkt. Wie oft hatte sie sich über den aufgeregt und dann doch ihre und meine Schokobanane dort an dem Stand ihres Vertrauens gekauft. Natürlich nicht, ohne mir einen Vortrag über Sinn und Unsinn dieser Veranstaltung zu halten.

Diese Art Stimmung mussten sich die meisten sowieso erstmal an den Glühweinständen antrinken. Und vermutlich tat meine Wut heute ihren Rest dazu bei, dass ich nur die Trostlosigkeit in diesen jährlich wiederkehrenden Abläufen sehen konnte. Immer, wenn ich von Gabriele so abserviert wurde, hätte ich am liebsten die ganze Welt verdroschen. Ein altes Wort, das kaum noch jemand benutzte, aber ich liebte es, weil es genau mein Gefühl zum Ausdruck brachte. Alle Menschen nervten mich dann. In der Einkaufsstraße war es mir zu eng, zu laut. Nichts war richtig. Einkäufe, die ich in dieser Stimmung aus Frust machte, brachte ich spätestens am nächsten Tag wieder zurück. Mittlerweile ließ ich es schon vorher sein. Na ja, nichts passte mir und ich wurde so herrlich ungerecht. Eigentlich genau meine Stimmung, um zu rauchen. Nicht nur eine Zigarette zu rauchen, sondern verboten zu rauchen. Von Gustav bekam ich nichts mehr, obwohl ich genau wusste, dass er die Geschäfte von Kasper übernommen hatte. Natürlich blieb das den meisten verborgen, aber eben nicht denen, die es brauchten. Vielleicht sollte ich mal schauen, ob ich einen Gin Tonic mit ihm trinken konnte. Das würde zu meiner Stimmung passen und ich war lieber zu zweit wütend als alleine mit mir.

„Welch seltener Besuch, liebste Konstanze!“ Gustav raspelte in einem Satz schon genug Süßholz für den nächsten Monat. Ich verzog das Gesicht. Er lachte.

„Also, was treibt dich hierher, wenn es nicht meine Gesellschaft ist!“

„Dein Ruf, immer einen gute Gin Tonic auf Lager zu haben und so viel Kavalier zu sein und mich nicht alleine trinken zu lassen.“

„So schlimm?“, fragte er. „Gabrieles Geburtstag?“

Ich nickte. „Ja, als die Gäste gingen, ging auch ihre bis dahin gute Laune und ich bin gegangen, bevor sie mich mit wegräumt.“

„Bist du sicher, dass ihr Schwestern seid?“, fragte Gustav. „Ihr seid so unterschiedlich wie Tag und Nacht und du bist natürlich die Nacht.“

„Natürlich!“, lachte Konstanze und nahm das liebevoll gemixte Cocktailglas, das ihr Gustav mit einer Gurkenscheibe garniert über den Tresen reichte.

„Auf die Nacht und mein Lieblingszitat einer lieben Freundin: Ich mag die Nacht. Da sind alle Schaukeln leer.“

Gustav prostete ihr zu. „Hast du die Schaukel neben deiner Praxis noch?“

Konstanze schüttelte mit dem Kopf. „Ich habe sie reingeholt und in die Abstellkammer geräumt, als Scrabbie nicht mehr schaukeln wollte.“

„Ihr solltet lieber schaukeln anstatt nicht zu reden!“

„Wie meinst du das?“, fragte ich neugierig. Was wusste Gustav noch?

„Na ja, wenn ich dich richtig verstanden habe, hört ihr auf zu reden, wenn es darauf ankommt, dabei soll schaukeln helfen.“ Er lachte.

„Das hat Kasper immer gesagt. Und hast du deine Schaukel nicht auch abgenommen, als er starb?“

Gustav nickte wortlos und trank einen großen Schluck. Ein lautes Schweigen machte sich breit zwischen uns beiden. Ich seufzte. Meine Erinnerungen an Kasper wollte ich hier eigentlich nicht auch noch mitgebracht haben. Ich hätte es besser wissen müssen. Es gab Tage da war er überall. Und hier im Kiosk konnte ich sie schlecht abwehren. Ich brauchte einen Grund, um rauszugehen. Einen lauten, einen Konstanze-Grund, hatte Kasper das früher immer genannt.

„Weißt du was? Lass uns schaukeln gehen!“ Ich stellte mein Glas mit Schwung und einem lauten Knall auf die Theke. Erst passierte nichts, dann ein kleiner, kaum sichtbarer Riss im Glas, der immer länger wurde und dann zersplitterte das Glas völlig in seine Einzelteile.

„Scherben bringen Glück!“, sagte Gustav trocken. „Zum Glück hast du ausgetrunken. Schade um den Gin. Ich hole mal einen Handfeger.“ Gustav verschwand.

*Ich schaute auf die Scherben. Die Gurkenstücke lagen verloren auf dem Glas. Der Strohhalm
„Erst wenn man das ganze Bild sieht, sieht man wie sich die Einzelteile zusammenfügen!“*

Gustavs kehliges Lachen lenkte mich ab. „Ach, Konstanze, ich kenne niemanden, der selbst aus einem solchen Missgeschick noch eine philosophische Betrachtung machen kann.“ Er fegte die Scherben weg, reinigte die Thekenoberfläche und trocknete sie dann ab. Er entsorgte die Scherben im Mülleimer.

„Und, noch ein Glas?“

„Ja, unbedingt, auf den Schreck!“ Ich sah noch ein Gurkenstück auf dem Fußboden und hob es auf.

„Möchtest du die Gurke mit dazu nehmen?“ Gustav reichte mir das nächste Glas. „Bitte, vorsichtig, ich habe nicht endlos Cocktailgläser“

„Wird hier gefeiert?“ Ich drehte mich herum und hätte mich fast verschluckt, als ich sah, wer da in der Tür stand. Lysander.

„Bis gerade schon!“, sagte Gustav. „Aber, du hast dich ja schon immer selbst eingeladen! Möchtest du da in der Tür stehenbleiben oder traust du dich auch herein?“ Seine Worte triefen nur so vor Ironie wie gerade noch das Wasser der Eiswürfel aus meinem Gin Tonic auf den Boden vor der Theke.

„Hallo Lysander!“, begrüßte ich ihn. „Lange nicht gesehen ...“

„Hallo Konstanze! Hätte nicht gedacht, dass du dich nochmal mit ihm an einen Tisch setzt oder hast du deine Ideale wie e-r aufgegeben.“ In dem Wort „e-r“ lag seine ganze unterdrückte Aggression und seine ganze Körperhaltung provozierte. Gustav war nicht anders. Seit Lysanders Eintreffen hatte er sich sichtlich aufgebaut und seine ganze Körperhaltung sprach mit Lysander.

„Weißt du Lysander, wer im Glashaus sitzt, sollte echt nicht mit Cocktailgläsern werfen!“ Ich prostete ihm zu. „Also wenn ihr euer Gockelgehabe weiter austoben wollt, dann sucht euch doch lieber ein junges, weibliches Publikum, dass das noch zu schätzen weiß. Ich bin zu alt für diesen Scheiß!“

„Das reimt sich!“, grinste Lysander und Gustav tat es ihm nach.

„Einen Gin Tonic? Geht aufs Haus!“, bot Gustav. Lysander nickte und setzte sich neben Konstanze.

Sie tranken und das Schweigen nahm zwischen ihnen Platz. Manchmal ist Schweigen die beste Antwort auf nicht gestellte Frage, dachte Konstanze. Ist das so? Diese Frage lauerte nun schon seit vierzehn Jahren immer wieder in ihrem Kopf und sie spürte, dazu brauchte sie

ihre Karten nicht, dass ein Schweigen, das zu lange andauerte, irgendwann ganz schwer, wenn überhaupt noch einmal gebrochen werden konnte.

Die beiden testosterongesteuerten jungen Männer, die einen Gin Tonic lang Waffenstillstand vereinbart hatten, hatten auch viel zu lange geschwiegen. Der eine, weil er Scheiß gebaut hatte und der andere, weil er sich das zu lange mit angesehen hatte, ohne etwas zu ändern, weil er auch nur an sich und seine Karriere gedacht hatte.

„Du hast wieder diesen Wahrsage-Blick. Als wärst du wie deine Kugel auf dem Tisch, in der du alles sammelst, was du siehst!“, sagte Lysander von der Seite.

„Du hast zu viele schlechte Filme über Jahrmarkt-Zauberei gesehen. Ich habe keine Kugel und lege Karten; ich bin keine Wahrsagerin. Ich lege nur die Wahrheit, die die oder der Betreffende schon mitbringt.“

„Und, was würdest du bei uns beiden in den Karten sehen?“

„Zwei Hohlköpfe, die nicht verkraften, was sie getan haben. Du, Lysander, weil du es nicht verhindert hast, denn du hattest ja was davon und du, Gustav, dass du es mitgemacht hast. Und jetzt boxen beide nicht mehr im Ring gegeneinander, sondern außerhalb des Rings mit sich und der Welt! Es gibt wichtigere Schauplätze, um zu kämpfen. Ich bin zu müde um solche sinnlosen Kämpfe mitanzusehen, während ich tagtäglich Kämpfen am Existenzminimum zusehen muss!“ Konstanzes Stimme war bei ihrem Monolog, den sie so in dieser ausufernden Form nicht geplant hatte, immer lauter geworden. Ein sicheres Zeichen, dass der Alkohol wirkte, Alkohol machte sie rebellisch und zumeist unsachlich und ungerecht. Zeit zu gehen. Gustav und Lysander waren seltsam ruhig geblieben. Jeder schien mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt zu sein.

„Na ja, meine Reden waren auch schon mal besser, gute Nacht Jungs!“ Konstanze stand auf, schwankte kurz und ging dann langsam aus dem Kiosk. Als sie um die Ecke ging, sah sie den Schatten im Hausflur gegenüber. Sie hatte geahnt, dass Gustav Kaspers Geschäfte weiterführte und vermutlich nicht freiwillig.

„Ich sehe dich, du Schwein!“, sagte sie zum Hausflur und zeigte mit ihrem Zeige- und Mittelfinger auf ihre Augen und dann in die Richtung des Schattens.

„Ich dich auch und ich weiß, wo du deine Familie wohnt!“, sagte der Schatten und trat ins Licht. Konstanze erschrak, als sie ihn erkannte.

„Mir zu drohen, hat damals schon nichts gebracht.“, sagte sie und ließ ihn einfach stehen. Woher sie diesen halsbrecherischen Mut nahm, ihm den Rücken zuzudrehen und einfach weiter zu gehen, wusste sie nicht, aber was hatte sie schon zu verlieren?

Alles, sagte eine leise Stimme in ihr, und dein Leben.

„Konstanze, alles in Ordnung!“, rief Gustav vom Hinterausgang des Kiosks. Der Schatten verschwand im Hauseingang.

„Alles in Ordnung! Gute Nacht, Gustav!“

„Ich begleite dich!“, sagte eine Stimme neben ihr. Lysander. „Man weiß ja nie, wer sich nachts hier so rumtreibt.“

„Ach, und du meinst, in deiner Gesellschaft fühle ich mich sicherer?“, fragte Konstanze.

Lysander reichte ihr seinen Arm. „Na ja, stilvoller allemal!“ Sie legte ihren Arm auf seinen und beide machte sich auf den Weg.

„Du solltest ihn nicht herausfordern!“, sagte Lysander, als sie schon einen guten Kilometer zwischen sich und den Kiosk gebracht hatten.

„Und du solltest dich nicht in Dinge einmischen, die dich nichts angehen. Ich kann auf mich selbst aufpassen, das musste ich schon immer und dazu brauche ich keine Beschützer!“

„Das sagt die Richtige. Die Frau, die sich immer und überall in Dinge einmischt, die sie nichts angehen.“ Er lachte bitter.

„Ja, angekommen, du nicht mehr boxender Klugscheißer, der mal Anwalt werden wollte.“

„Siehst du, genau das meine ich. Du weißt alles und hältst mit nichts hinterm Berg und wunderst dich dann, wenn du einen auf die Fresse kriegst. Du musst dringend an deiner Deckung arbeiten! Das bringst du deiner Nichte doch auch schon bei. Die ist dir übrigens sehr ähnlich ...“ Lysander ließ den letzten Satz ganz behutsam neben mir stehen. Ich vergaß vor Schreck zu atmen. Scheiße, hatte er etwas herausbekommen. Lysander war einer, dem ich noch nie etwas vormachen konnte. Bei Gustav war das einfacher.

„Das Atmen nicht vergessen, liebe Konstanze. Wir sind da!“

Ich atmete tief ein und wieder aus. „Danke dir und danke für de Begleitung, die nicht nötig gewesen wäre.“

„Gern geschehen, auch dafür!“ Lysander ging ohne ein weiteres Wort an meiner Praxis vorbei auf das Fabrikgelände. Ich wusste nicht einmal, ob er hier wieder eine Bleibe gefunden hatte. Ich hatte nicht gefragt, weil ich viel zu sehr mit mir beschäftigt gewesen war.

Kapitel 20

Der Brand und noch mehr Fragen

Ich blätterte hektisch zurück und schaute auf das Datum. Das war der Tag, an dem sie in dem unwegsamen Fabrikgeländer hinter der Praxis von der Treppe gestürzt und sich das Genick gebrochen hatte. Tot. Unglücklich gefallen. Roland hatte sie gefunden und Gustav hatte Roland gefunden. Seit diesem Abend trug Roland kein Jackett mehr. Er hatte nie darüber gesprochen und ich hatte ihn nie gefragt. Mein Leben mit Konstanze hatte mir gezeigt, wie wichtig es war, die Grenzen der anderen zu spüren, sie zu achten und niemals zu überschreiten. Das Lesen ihrer Zeilen bestärkte mich noch mehr darin, noch mehr darauf zu achten. Hatte Konstanze das getan, als sie begann all das aufzuschreiben? Hatte sie dabei überhaupt an uns gedacht? Konnte sie das vielleicht gar nicht? Und, wer war der Schatten und was hatten Gustav und Lysander zu verbergen? Je mehr ich las, umso mehr Fragen stellten sich unbeantwortet in mein Zimmer. Ich schaute auf und sah das Blaulicht, das die angrenzenden Dächer unwirklich beleuchtete, bevor die Sirene erklang.

Kapitel 20

Der Brand und noch mehr Fragen

Ich nahm die Kopfhörer ab. Irgendein fremdes Geräusch übertönte die Stimmen in meiner Serie „Atypical.“ Ich hatte mich nicht verhört. Sirenen. Ich mochte das Geräusch nicht. Es sorgte bei mir für Gänsehaut. Ich setzte meinen Kopfhörer wieder auf, fühlte mich gleich besser. Jetzt noch die Kapuze drüber. Aber, neugierig war ich schon. Ich stand auf und stellte mich ans Fenster. Das Blaulicht des Feuerwehrgens tauchte die Häuserfront unserer Straße in ein gruseliges, kaltes, blaues Licht, das von einem Haus zum Nächsten glitt und an einigen Fenstern Gesichter zeigte, die ebenfalls schauten, was los sei. Ich mag die Farbe Blau eigentlich gerne, weil das Meer blau ist und die Haarfarbe von Scrabbie mal blau war. Dem ersten Feuerwehrgen folgte ein zweiter und noch ein dritter. Sie fuhren in Richtung Fabrik. Scrabbie, schoss es mir durch den Kopf! Ich fuhr herum, weil in dem Moment meine Mutter hereingekommen war, ich sie nicht gehört hatte – Kapuze über Kopfhörern zu tragen, macht das möglich! – und erst bei ihrer vorsichtigen Berührung an meiner Schulter zusammengefahren war.

Ich schrie natürlich, weil ich die Kopfhörer noch trug. Die nahm ich jetzt ab, nachdem ich die Kapuze runtergezogen hatte.

„Wie oft habe ich dir gesagt, dass du das nicht tun sollst. Ich kann das nicht wissen!“, schimpfte sie, aber mehr, weil sie sich genauso erschreckt hatte wie ich. Denn die Sache mit

der Kapuze über den Kopfhörern, die kannte sie ja schließlich von mir und sie wurde richtig sauer, als ich das mal auf dem Weg zur Schule getan hatte. „Niemals, wenn du auf der Straße unterwegs bist. Du kannst die Autos nicht hören, bitte Roland!“ Ich hatte ihr den Gefallen getan und trug sie nur, wenn ich die Geräusche nicht aushalten konnte, aber dann setzte ich mich irgendwohin und ging erst weiter, wenn ich sie wieder abnehmen konnte.

„Die fahren zur Fabrik. Da brennt es. War doch nur eine Frage der Zeit!“, sagte sie.

„Wie meinst du das? Was hat denn die Zeit mit dem Brand zu tun?“ Manche Sätze von Erwachsenen, die waren einfach nicht zu verstehen und dabei taten sie immer so schlau. Aber, das waren sie ganz oft gar nicht, denn wenn sie es wären, würden sie viel weniger Dinge tun, die sie traurig machen.

„Ach Roland, das sagt man doch nur so!“ Das war der schlimmste Satz unter all diesen sinnlosen Sätzen. Wenn man das nur so sagt, ist es doch viel besser, lieber nichts zu sagen.

„Die Brandschutzmängel in dem Gebäude sind doch seit Jahren bekannt und wurden hingenommen. Da musste das doch eines Tages passieren.“, ergänzte sie.

„Bleibt die Frage, wieso es erst jetzt passiert!“, sagte ich laut, denn seit dem Tod von Konstanze hatte ich mir ja schließlich eine Menge Gedanken gemacht, die ich aber niemandem erzählte, weil ich mir mit meinen Überlegungen erst hundertprozentig sicher sein musste.

„Wie auch immer. Komm nicht auf die Idee, dorthin zu gehen. Das letzte Mal ...“ Sie machte eine Pause und mit dem letzten Mal meinte sie den Abend, als sie mich aus dem Krankenhaus abholen musste und ich Konstanze tot da an der Treppe in der Fabrik hatte liegen gesehen habe.

„..., bitte!“ Mehr sagte sie nicht und ging aus meinem Zimmer. Ihr Schweigen war manchmal ganz schön laut, da half auch kein Kopfhörer und keine Kapuze. Ich setzte die Kapuze trotzdem auf und schrieb Scrabbie eine Nachricht: In der Fabrik brennt es. Bis du zuhause? Ja, aber nicht mehr lange. Ich muss nach Lysander sehen. Sollen wir uns da treffen? Ihre Antwort kam prompt. Ich wollte natürlich auch nach Lysander sehen, aber Scrabbie sehen, war mir mindestens genauso wichtig.

Ich darf nicht. Ich wollte die Nachricht schon losschicken, da löschte ich sie wieder und schrieb. Ja. Ich öffnete leise meine Zimmertür. Meine Mutter war schon wieder im Wohnzimmer und hatte den Fernseher lauter gestellt. Hier würde sie später einschlafen und irgendwann in der Nacht einschlafen. Ich ging zurück in mein Zimmer, präparierte mein Bett,

wie ich das mal in einem Film gesehen hatte, machte meinen Rechner aus, zog den dicken Kapuzenpulli an und machte alle Lampen bis auf das Nachtlicht in meinem Zimmer aus. Ich steckte die Taschenlampe und das Smartphone in jeweils eine Hosentasche. Ich schlich mich leise aus dem Haus und machte mich auf den Weg zur Fabrik, hin zum Schleichweg direkt hinter unserem Garten. Hier hatte ich Scrabbie das erste Mal getroffen und hier hatte sie meinen Gartenzwerg über den Zaun geschossen. Ich sah sie an der Weggabelung stehen. Sie stampfte abwechselnd erst mit dem einen und dann mit dem anderen Bein auf. Erst jetzt spürte ich die Kälte. Bis gerade hatte ich vor lauter Aufregung nur Aufregung gespürt. Jetzt kam auch noch kalte Scrabbie-Aufregung dazu.

„Na, endlich!“, sagte sie. Sie schaute mich an. „Bist du warm genug angezogen?“

„Ja, Mama!“, sagte ich und grinste sie an. Sie grinste zurück.

„Ich weiß nicht, wie weit wir kommen, aber, wenn mich nicht alles täuscht, gibt es noch einen kleinen Trampelpfad, der hinter der Praxis rauskommt. Na, los!“

Wir gingen beide, mit unseren Taschenlampen ausgerüstet, auf dem Trampelpfad entlang, der immer schmaler und unwegsamer wurde. Unsere runden Lichtkegel zeichneten ziemlich unheimliche Figuren auf dem Weg. Natürlich würde ich das nicht sagen, das es unheimlich war, ich wollte mich ja nicht blamieren.

Dann war da der Rauchgeruch. Er nahm zu und kam immer näher. Das Blaulicht tauchte das Fabrikgelände in gruseliges Licht. Die Rauch- und Qualmwolken stiegen in den dunklen Nachthimmel und erzählten dort eine unheimliche Geschichte. „Roland, es ist die Praxis!“ Scrabbie war als erste an der Stelle, die gute Sicht auf den Brand freigab. Drei Feuerwehrgewerkschaftswagen auf der großen Zufahrt. Zusätzliche Scheinwerfer, die die Fabrik beleuchteten und das ganze Ausmaß des Feuers zeigten.

Ihre Hand krallte sich in meinen Arm fest.

„Au!“, rief ich laut, weil es wirklich weh tat. „Was machst du da?“

„Pst, du Blödmann!“, zischte Scrabbie, aber es war zu spät. Ein Feuerwehrmann hatte uns schon entdeckt und schickte seinen Kollegen zu unserem aufgefliegenen Versteck.

„Was tut ihr hier, seid ihr verrückt geworden?“

„Nein!“, antwortete ich schnell und sachlich. „Wir wollen uns lediglich über den Brandherd informieren und fragen uns, ob es sich um Folgen der angeblichen Brandmängel oder um Brandstiftung handelt?“

„Wie kommst du auf Brandstiftung?“

Jetzt übernahm Scrabbie: „War noch jemand in der Praxis? Haben Sie zuerst drin nachgeschaut?“ Ihre Stimme wurde laut und ihre Wangen bekamen dunkelrote Flecken.

„Natürlich, da war niemand! Wieso?“

„Es handelt sich um die Praxis meiner Tante und dort hat jemand gewohnt, vorübergehend, bis zu Schließung. Meine Tante Konstanze Gruber war bekannt für solche Aktionen!“

„Ja, ja, Konstanze, das war sie, nicht für solche Aktionen!“ Er seufzte. „Und Sie sind die Nichte? Na, da ist ja quasi schon genetisch Ärger vorprogrammiert!“

„Meine Tante wusste bekanntlich eine Menge über die Fabrik und die Menschen. Es gibt Aufzeichnungen darüber. Ist es da nicht seltsam, dass ihre Praxis nach ihrem Tod auf einmal in Rauch aufgeht?“

„Es gibt Aufzeichnungen?“, fragte Roland dazwischen.

„Es gab Aufzeichnungen, die verbrennen gerade!“, antwortete Scrabbie. „Sie hat Tagebuch geführt. Nein, sie hat ganze Geschichten aufgeschrieben und festgehalten. Vierzehn Jahre lang.“

„Also, ihr beiden kommt jetzt mal mit, die Kollegen nehmen eure Personalien auf und dann könnt ihr eure Räubergeschichten mal schön jemandem erzählen, der dafür Zeit hat. Also, auf geht's!“

Wir folgten ihm schweigend. Die Praxis brannte lichterloh. Das Dach war bereits eingestürzt. Die Bank davor hatte ebenfalls Feuer gefangen. Doch am meisten machte mich der Anblick des Baums daneben traurig. Der brannte ebenfalls und mit ihm, die Schaukel, die Lysander erst vor ein paar Stunden angebracht hatte. Scrabbie nahm meine Hand und trotz aller Traurigkeit und Unheimlichkeit war das ein unglaublich schöner Moment. Ich drückte ihre Hand fest und ließ sie nicht mehr los.

„Hier war ganz sicher niemand mehr im Gebäude. Ich kenne Lysander, und, dass er hier wohnt weiß ich auch. Ich wohne nur zwei Straßen weiter. Wir kennen uns von früher ...“

Der Feuerwehrmann wurde nachdenklich, als er mit ihnen zu seinem Wagen ging.

„Haben Sie auch geboxt?“, fragte Scrabbie.

„Nein, dazu hat es nicht gereicht. Wir waren in der derselben Klasse, bis er mit dem Boxen angefangen hat. Da habe ich ihn bis zum Abschluss, den der Sauhund so nebenbei mit 1,0 bestanden hat, kaum noch gesehen.“

„Ist das Ihr Glücksbringer“, fragte ich. Ich deutete auf einen gehäkelten Goldfisch, der auf dem Armaturenbrett neben dem Lenkrad saß und breit grinste. „Haben Sie den, weil er im Wasser lebt?“

Er lachte: „Ja, irgendwie auch, aber meine beiden Söhne haben den Zeichentrickfilm *Findet Nemo* so gerne gesehen und da hat meine Frau mir einen gestrickt. Danach ist sie damit in Serie gegangen, aber der Erste sitzt jetzt seit fünf Jahren hier im Feuerwehrwagen.“

„Ist drin alles zerstört?“, fragte Scrabbie leise.

Er schaute sie kurz an. „Ja, ich befürchte, innen ist alles ausgebrannt. N´ Abend Kollegen.“ Er wandte sich an die beiden Polizisten, die herankamen. „Die beiden waren oben am Weg. Das Mädchen ist die Nichte von Konstanze!“

„Na, dann werde ich jetzt wohl demnächst mit dir zu tun haben, wenn du nur ein bisschen wie deine Tante bist.“ Eine der beiden Polizist*innen war eine Frau und die sah Scrabbie an. „Ich habe deine Tante gut gekannt. Sie hat uns oft gerufen, wenn es hier Stress gab, den sie selbst nicht lösen konnte. Und sie konnte viel lösen. Mein Beileid, auch wenn das etwas spät und hier nicht ganz der richtige Ort ist.“

„Ich hoffe, sie treten mal nicht in ihre Fußstapfen und versuchen das hier zu lösen. Lassen Sie uns das mal machen, alles andere bedeutet, dass sie Ärger mit mir kriegen.“ Der Polizist, ein Typ mit roten Haaren war nicht so nett, vielleicht lag das an den roten Haaren, dass er früher immer gehänselt worden war und sich heute rächen konnte, wenn er sich blöd benahm. Denn heute war er ein Polizist mit roten Haaren in blauer Uniform.

„Lass mal gut sein, Stefan!“, lenkte die Kollegin ein, „Sie machen sich Sorgen, das ist ja wohl verständlich.“

„Konstanze hat sich auch immer Sorgen gemacht. Du weißt doch, wie oft sie bei uns angerufen hat!“

„Du bist ja nur so stinkig, weil sie dir die Karten gelegt und recht hatte und ein Date ...“

„Hey, das interessiert hier keinen. Also, was hattet ihr hier zu suchen? Wissen eure Eltern, dass ihr hier seid.“ Die Kollegin schüttelte den Kopf und begann unsere Daten aufzunehmen. Die junge Polizistin, die mochte ich, denn sie mochte auch Konstanze und redete vernünftig mit uns. Ihr Kollege, der war ein Stinkstiefel, - so nannte Gustav manchmal Kunden, die sich grundlos blöd benahmen. Ich notiere im Kopf, das Rothaarige doch eher empfindlich sind, aber ihn zu fragen wie seine Kindheit war, ist auf jeden Fall unangemessen.

„Roland, träumst du?“, Scrabbie stieß mich leicht an.

„Was ist denn, ich habe gerade über das Leben von Rothaarigen nachgedacht, bin aber zu keinem Ergebnis gekommen, das mich weiterbringt.“ Scrabbie grinste und die Polizistin drehte sich schnell weg. Ihre Schultern bebten. Ihr Kollege fand das gar nicht witzig und deshalb rief er dann wohl auch meine Mutter an, die mich wieder abholen musste.

„Bitte sagen Sie ihr, dass alles in Ordnung ist und dieses Mal niemand gestorben ist und ich kein Jackett mehr brauche, Scrabbie ist ja da!“ All das sagte er natürlich nicht, der Stinkstiefel und meine Mutter machte sich Sorgen. Genauso wie Scrabbies Mutter, die musste auch kommen. Und das nach Spätschicht, die war noch stinkstiefeliger als der Polizist, aber ruhiger dabei, das war noch unheimlicher. Unsere Mütter kamen gleichzeitig. Meine rannte auf mich zu, nahm mich vorsichtig in den Arm, also soweit, dass ich das haben konnte und sagte ganz leise, dass nur ich das hören konnte: „Du hast mich erschreckt. Alles gut?“, stellte sich einen Schritt vor mich und schaute einmal von oben nach unten. Das war ziemlich peinlich, aber ich spürte, dass das nur Sorgen waren und die waren in Ordnung.

„Ja, alles okay, aber nicht mit der Praxis, die ist abgebrannt.“ Ich hätte noch weitererzählt, wenn ich nicht Scrabbies Mutter gesehen hätte, die blass und wütend auf Scrabbie zuing. „Wie konntest du mir nur einen solchen Schrecken einjagen? Du denkst immer nur an dich, wie Konstanze!“ Sie hatte sogar Tränen in den Augen und ich glaube, dass sie sich so erschreckt hat, weil ja erst vor kurzem ihre Schwester gestorben war, dass sie so reagierte. Also, war das auch eine Mutter-Variante von sich Sorgen machen, wie das „von-oben-nach-unten-gucken“ meiner Mutter. Nur war das hier mega stinkstiefelig und gemein obendrein. Scrabbie wurde auch ganz blass und ich sah all die Wörter, die sie sagen wollte, aber nicht aussprach, weil die alles nur noch schlimmer gemacht hätten. Ich drückte ihre Hand und sie drückte zurück.

Die Polizistin vermittelte. „Jetzt mal langsam. Frau Gruber, richtig, oder?“ Scrabbies Mutter nickte. „Ihre Tochter hat sehr umsichtig gehandelt, weil sie wusste, dass hier jemand übernachtete und da wollte sie sichergehen, dass nicht noch jemand zu Schaden kommt ...“ Die Worte der Polizistin beruhigten Scrabbies Mutter nicht, sorgten aber zum Glück dafür, dass sie nichts mehr sagte, was sie vielleicht später bereuen würde. So dachte ich zumindest, aber dann kam es schlimmer. Sie hatte wohl noch einmal überlegt, was sie sagen konnte und das war mega-gemein, wie eine Ohrfeige, die du nicht siehst und die dich mitten ins Gesicht trifft und alle schauen dabei zu.

„Wir haben ja alle gesehen, was passiert, wenn man sich in Dinge einmischt, die einen nichts angehen. Du wirst dieses Gelände nicht mehr betreten.“

Ich glaube, auch wenn ich noch die zweite Hand von Scrabbie gedrückt oder sie in den Arm genommen hätte, was wir erst einmal gemacht haben und was sich seitdem etwas komisch aber schön angefühlt hat, ich hätte ihre Wörter, die gerade noch unausgesprochen vor ihr lagen, nicht verhindern können.

„Allemaal besser, als sich nur um sich selbst zu kümmern und sich nicht einmal mehr in das eigene Leben einzumischen. Konstanze hat sich eingemischt und das bewundere ich an ihr. Was könnte ich an dir bewundern, M-u-t-t-e-r?“ Das letzte Wort war das Schlimmste, weil sie es mit soviel Ironie gesagt hat, dass es rot wurde und nur den Sinn hatte ihre Mutter zu verletzen. Und das tat es, das sah ich in dem Gesicht von Scrabbies Mutter. Scrabbie tat das aber nur, weil die Worte ihrer Mutter genau dasselbe getan hatten. Worte, die einmal so ausgesprochen werden, kann man nicht mehr zurücknehmen. Sie entfalten ihre Wirkung und machen es

„Lass uns gehen!“, sagte meine Mutter zu mir und zog mich behutsam von Scrabbie weg. Ich drückte noch einmal ihre Hand, die heftig zitterte und sie drückte zurück. Da war das Zittern etwas besser. Scrabbie drehte sich herum und ging den Weg zurück, den sie mit mir gekommen war. Niemand hielt sie auf. Ihre Mutter blieb noch einen Moment unbeweglich stehen, schaute auf die Flammen, die die Praxis ihrer verstorbenen Schwester Konstanze fraßen und ging dann ohne ein weiteres Wort die Straße runter. Niemand hatte nach den Worten der beiden etwas gesagt. Es schien mir so, als atmeten alle aus, als hätten sie gerade die Luft angehalten.

„Sie hat doch recht!“, sagte der Stinkstiefel.

„Ich mag Sie nicht. Sie verstehen gar nichts!“, sagte ich und ging mit meiner Mutter an ihm und seiner Kollegin vorbei.

„Und ich finde, der Junge hat recht!“, hörte ich die Polizistin noch sagen. Und das fand ich gut.

Als ich zuhause ankam, war meine Mutter noch nicht da. Ich ging schnurstracks in mein Zimmer und verschloss die Tür sofort von innen. Ich wollte diese Frau heute nicht mehr sehen, denn ich hatte Angst davor, was ich ihr noch alles sagen würde, wenn sie mich noch einmal so vor allen Leuten verletzte. Ich hatte gesehen, wie anders und besorgt Rolands Mutter ihn begrüßt hatte. Ich musste im Nachhinein noch etwas grinsen. Natürlich war ihm das peinlich, aber sie hatte sich Sorgen gemacht und ihren Sohn umarmt. Dazu war meine Mutter nicht in der Lage und das schon lange nicht mehr. Ich weiß nicht, ob meine wechselnden Haarfarben und das Boxen eine Reaktion auf sie waren oder ob sie so auf mich reagiert. Wie auch immer dieser Abend war echt die Krönung unserer absolut monströsen Tochter-Mutter-Beziehung. Ich fragte mich, ob ich zu Konstanze gehen würde, wenn sie noch da wäre. Ich glaube, nachdem ich angefangen hatte ihre Tagebücher zu lesen und wusste, wie sie uns und eben auch mich zu einer Geschichte verarbeitete, würde ich das nicht mehr tun. Ich konnte ja nicht sicher sein, ob das im O-Ton wieder auf sichtbaren Zeilen in ihren Aufzeichnungen auftauchte, auch wenn es nur ihre geschriebenen Zeilen waren, die sonst keiner kannte, war das ein Vertrauensbruch für mich, den sie nicht mehr wieder gut machen konnte. Ich hielt es hier drin einfach nicht aus und wusste, wenn ich jetzt wieder abhaute, würde es noch schlimmer. Konnte es noch schlimmer werden?

Ich packte trotzdem ihre Tagebücher in meinen Rucksack, weil ich nicht wollte, dass meine Mutter sie fand, steckte mein Handy und mein restliches Taschengeld ein und stand gerade im Flur, als ich den Schlüssel in der Haustür hörte. Meine Mutter öffnete die Tür, erschrak, als sie mich sah, sagte nichts und machte die Tür hinter sich zu.

Dann kam sie einen Schritt auf mich zu und fragte: „Wohin willst du?“

„Weg. Einfach nur weg von dir!“ Ich sah wie die Worte nicht wie sonst an ihr abprallten. Wir hatten uns heute mit unseren Worten gegenseitig ein Loch in unsere Panzer gesprochen und das war noch nicht wieder verschlossen, wenn das jemals wieder heilen würde.

„Ich möchte nicht, dass du gehst. Ich bin deine Mutter!“ **Der letzte Satz ließ mich aufhorchen. Er klang so schal und hätte ich zu dem Zeitpunkt gewusst, was ich Tage später erst erfuhr, wäre vielleicht einiges anders gelaufen, vielleicht.** Ich hörte das und nicht. Ich wollte weg und mir war es egal, was sie davon hielt, weil ich wusste, sie konnte mich nicht aufhalten.

„Ich gehe jetzt, M-u-t-t-e-r! Lass mich vorbei!“

Sie ging keinen Schritt zu Seite. Wir bewegten uns beide nicht, standen da voreinander und sahen uns nur an. Sie war blass und hatte Ränder unter den Augen. Ich glaube, sie hatte geweint. Geweint? All das registrierte ich und es machte in diesem Augenblick keinen Unterschied. Mein Entschluss stand fest. Ich musste heute hier raus, damit nichts Schlimmeres passierte. Es war schon genug gesagt worden.

„Ich muss heute einfach raus. Wir haben schon genug gesagt!“

„Morgen gehen wir beide zum Jugendamt. Ich denke, es wird allerhöchste Zeit. Wir beide können nicht miteinander sprechen, also hole ich mir Hilfe!“ Zack. Ich war ihr mit meinem Satz entgegengekommen, hatte trotz aller gegenteiliger Erfahrungen meine Deckung einen winzigen Stück gesenkt und Zack, haute mir ihren wieder volles Pfund ins Gesicht. Zack. Ich spürte meine Tränen und ging einen Schritt auf sie zu. Ich machte ihr Angst, das spürte ich und es war mir scheißegal. Sie ging zur Seite und ich rannte raus. Erst auf Höhe des Kreisverkehrs hielt ich an. Ich setzte mich trotz Kälte dort in das Buswartehäuschen und rauchte mir eine. Die Tränen flossen nur so; ich konnte sie nicht mehr zurückhalten. Mein Handy vibrierte, doch ich ignorierte es. Dann ein Anruf, die Melodie von Pat Methenys Watercolors. Die hatte ich für Rolands Anrufe eingestellt. Ich wollte nicht. Wollte nicht reden und nicht, dass er sich noch mehr Sorgen machte, also machte ich meine Zigarette aus und schickte ihm eine Nachricht: Sehen uns morgen, heute will ich nur noch schlafen.

Gut, dann bis morgen. Wenn du es dir noch anders überlegst, melde dich, bitte.

Ja, mache ich.

Ich schaute auf und wusste, wohin ich gehen konnte. Er war der Einzige, zu dem ich um diese Zeit noch bedenkenlos gehen konnte.

Kapitel 21

Nach dem Brand

Ich sah Scrabbie schon von weitem. Ihr Gang verriet sie. Im Leben außerhalb des Rings und im Boxen im Ring. War sie gut drauf, erzählte ihre Körperhaltung davon. War sie traurig und verzweifelt wie jetzt, fehlte jegliche Körperspannung. Heute musste etwas Schreckliches passiert sein.

Ich wusste natürlich von dem Brand. Meine Kunden hielten mich auf dem laufenden und Lysander brachte gerade seine wenigen Klamotten in mein Gästezimmer, da würde er heute übernachten. Das hätte ich auch nicht für möglich gehalten, dass ich das nochmal tun würde, aber es war nicht einmal eine Sekunde eine Frage gewesen, als er vor mir stand. Er trug den Rucksack, daran seinen Schlafsack, eine Ikea-Tüte, in der ich Miracoli erkannte und einen großen, schwarzen Stiefelkarton.

„Ich wollte an diesem Abend in dem angrenzenden Gebäude noch einmal nach dem rechten sehen, war so ein Gefühl, als ich die letzten zwei Tage dort Typen gesehen hatte, die ich nicht kannte. Und da brannte es dann auch schon. Es gab keinen Feuerlöscher, aber Konstanze hatte einen, das wusste ich. Ich rannte rüber und auch da brannte es schon. Ich schnappte meine wenigen Sachen, schaute nach dem Feuerlöscher in der Abstellkammer, wo er nicht mehr stand, also rettete ich, was ich für Scrabbie wichtig hielt. „Danke, Mann ...“ Dann war er abgezogen.

„Kannst auch gerne duschen!“

„Ja, Wink verstanden, du Sauber-Arsch!“ Ich grinste. Wie früher, wenn da nur nicht noch so vieles Unausgesprochene zwischen uns stehen würde. Vielleicht war das ein Anfang.

„Eine heiße Schokolade?“, fragte ich als Erstes, als sie hereinkam.

Sie nickte und setzte sich auf Rolands Platz und hielt ihre Hände über den Heizkörper. Sie zitterte. So hatte ich Scrabbie in der ganzen Zeit, in der ich sie kannte, noch nie gesehen. Ich garnierte die echte Schokolade, natürlich kein billiges Kaba-Pulver, mit echter Schlagsahne, nicht aus der Sprühdose und mit schwimmenden Marshmallows.

„Bitte schön, die Schokolade wird deine Geister nicht vertreiben, aber für den Moment gut tun!“ Ihr Blick hellte sich etwas auf. Sie tauchte den langen Löffel in die Sahne, angelte nach einem Marshmallow und schob sich diese Mischung in den Mund. Scrabbie schloss die

Augen. Sie seufzte. Ich ließ sie in Ruhe, denn ihr Schweigen war lauter als alles, was ich jemals von ihr gehört hatte. Scrabbie suchte nach Worten und nach der Sicherheit, dass sie, wenn sie erst einmal die Worte laut ausgesprochen hatte, alles anders sein würde. Es war jetzt schon anders sagten ihre Augen. Sie löffelte weiter in ihrer Schokolade und es vergingen fünf verkaufte Flaschen Oetinger, zwei Tüten Chips und drei gemischte Tüten Süßkram und Lysander, der sich einfach leise neben sie setzte, bis sie zu reden begann. Nein, einfach reden ist die falsche Beschreibung. Lysander schaffte es durch seine Anwesenheit, so etwas wie einen Raum zu öffnen, dem Scrabbie die Worte anvertrauen konnte, die ihr so schwer über die Lippen kamen. Wie bei einem Bild, kam das erste Wort wie der erste Pinselstrich und dem folgten die Nächsten, bis ein erster Bildentwurf zu sehen war.

„Ich ... sie ... Mama ... Konstanze ... beide ... sie will zum Jugendamt mit mir ... Warum?“
Zwölf Wörter. Ein Moment. Ein Bild. Zwölf Monate. Ein Jahr. Ein Leben. Und dann sagte sie nichts mehr. Saß vor ihrer Schokolade und löffelte sie aus, bis nur noch ein klebriger Bodensatz übrig war. Ich hatte das Gefühl, als würde jemand die Zeit anhalten und ihre Worte würden einen Zeitblase um uns herum bilden. Um Lysander, Scrabbie und mich. Niemand von uns sprach. Niemand betrat den Kiosk. Niemand störte diesen Moment, der alles veränderte. Die Zeit würde fortan neu berechnet. Die Zeit nach diesem Moment und die Zeit, die davor existierte, gab es so nicht mehr.

Die nächsten Worte mussten behutsam gewählt werden, damit sie die Blase nicht unbedacht zerstörten. Ich suchte sie in mir und fand sie nicht. Scheiße, Mann, wie hörte ich mich denn an, so weichgespült und so gar nicht nach einem, der mal Hardcore geboxt hatte.

Dieser Kiosk veränderte mich mit jedem Tag, jedem Menschen und jedem verfluchten Erlebnis wie diesem. Ich hatte mir die neue Doku-Serie „Mein Kiosk“ angeschaut und mich sogar mit meinem Kiosk dafür beworben. Nein, das wusste natürlich niemand, aber das Geld war nicht schlecht und ich hoffte damit meine Schulden bezahlen zu können. Es hatte nicht geklappt, denn mein Kiosk war zu wenig richtig krasser Brennpunkt, den sie für die Serie brauchten. Als ich die Auswahl der Kiosks aus Köln, Duisburg und ... sah, war ich erst enttäuscht und dann froh, denn ich wusste nicht, ob ich diese offensiv voyeuristische Art des „Zur-Schau-Stellens“ der Menschen, die dort lebten und für die der Kiosk Lebensmittelpunkt war, mochte. Ich konnte mir, ehrlich gesagt, nicht einmal vorstellen, ob Roland so etwas tun

würde, sich von wildfremden Menschen filmen zu lassen, die keine Zeit hatten für seine Marotten, die Geduld und Zeit und Einfühlungsvermögen erforderten. [...]

Lysander brach das Schweigen und ließ die Zeitblase leise aus der Kiosk-Tür schweben.

„Möchtest du m-e-h-r erzählen?“ Lysander stellte die Frage in seiner typisch sanften Art behutsam neben Scrabbie.

„Da gibt es nichts mehr zu erzählen! Sie ist meine Mutter und benimmt sich nicht immer wie eine. Sie verschweigt mir etwas. Und sobald ich sie frage, nach meinem Vater oder sonst nach etwas ließ sie mich einfach stehen. So, als wäre ich gar nicht da!“

„Wir haben schon einmal vor der Praxis darüber gesprochen, sie glaubt dich vor etwas beschützen zu wollen und das scheint schlimmer zu sein, als es auszuhalten, es dir nicht zu sagen. Hast du mal überlegt, was es mit ihr macht, dass immer für sich behalten zu müssen.“

„Du spielst hier jetzt aber nicht den Anwalt für meine Mutter, oder? Dann gehe ich gleich, nur, damit du das weißt!“ Ja, das war sie wieder, Scrabbie, wie ich sie kannte. Ihre Augen funkelten wütend. So hatte sie zuletzt mal Otte angefunkelt und wehe dem, der sich ihr und ihrer dann hoffentlich kontrollierten Wut im Ring gegenüber sah.

„Du weißt, dass ich das nicht will!“, entgegnete Lysander. „Ich habe auch noch etwas für dich, wenn du es überhaupt noch willst!“

Scrabbie schaute ihn neugierig an. Er hatte sie an der Angel, hatte sie aus ihrer Traurigkeit herausgelockt und mit einem Köder auf ein neues Ziel gelenkt. Raffiniert, der Laienpsychologe, das konnte er früher als Klassensprecher schon immer ziemlich gut.

„Bereit?“ Er grinste sie an.

„Ja, natürlich? Heute noch?“

Lysander steht auf und geht hinter die Theke durch die Tür und durchs Treppenhaus in meine Wohnung

„Besser?“, fragte ich, weil ich die Stille im Kiosk gerade schlecht aushalten kann. Ich erinnere mich daran, wie mir als Kind Stille der Dunkelheit zu viel Angst gemacht hat.

„Im Dunkeln ist es die Stille viel unheimlicher!“, habe ich zu Kasper gesagt und deshalb stellte er eines Tages seinen Plattenspieler, den Scrabbie jetzt besaß, in mein Kinderzimmer auf den großen Tisch neben meinem Bett und sagte: „Mit guter Musik tanzt die Dunkelheit mit der Stille und leuchtet.“ Natürlich habe ich die erste Zeit auf das Leuchten im Dunkeln gewartet und Kasper hat gelacht und hat gesagt: „Geduld, mein Junge, Geduld. Sie muss sich erst einmal an dich gewöhnen!“

„Wen meinst du?“, habe ich ihn gefragt.

„Na, die Stille, die hat wahrscheinlich mehr Angst als du!“

Das hat mich mit damals fünf Jahren sehr nachdenklich gestimmt und ich habe dann immer die einzige Platte, die ich von Kasper hatte, aufgelegt, mich ins Bett gelegt und auf die Stille gewartet. Meist war ich eingeschlafen, bevor das letzte Lied der Platte „Watercolours“ im Zimmer verklungen war.

Ich schreckte hoch. „An die Deckung denken, nicht überraschen lassen, alter Mann!“

Scrabbie hatte auf den Tisch gehauen, als ich ihr nicht geantwortet hatte und zurück in meine Erinnerung gefallen war. Sie grinste.

„Vorlautes Miststück!“ Ich grinste zurück.

In diesem Moment kam Lysander zurück, vor seiner Brust hält er den schwarzen Stiefelkarton.

„Ich habe ihn mit seinem ganzen Inhalt gerettet!“, sagte er. „Vielleicht hast du irgendwann Verwendung dafür. Sie sind auf jeden Fall nicht ein Opfer der Flammen geworden. Vielleicht war das ja Absicht.“

„Danke!“, sagte Scrabbie und strich behutsam über den Karton.

„Vielleicht ...“, beginnt Lysander, „... solltest du heute nicht mehr darin lesen, sondern sie an einem sicheren Ort deponieren und dann lesen, wenn du glaubst, dass die Zeit gekommen ist.“

„Ja, das glaube ich auch!“, stimmte ich Lysander zu. Aber etwas halbherzig, weil ich genau wusste, wenn Scrabbie sich in den Kopf gesetzt hatte, dann konnte sie so leicht niemand davon abhalten. Da war sie ihrer Tante verdammt ähnlich. Die hatte einen ähnlichen Dickkopf.

„Vielleicht hat gerade etwas Neues angefangen, was eigentlich etwas Altes ist!“¹, murmelte Lysander über den Schuhkarton hinweg.

„Was meinst du?“, fragte ich.

„Das ist aus einem Kinderbuch, das ich in der Bücherei ausgeliehen habe!“, sagte Lysander.

„Ich glaube, das passt zu dem, was du da im Stiefelkarton finden wirst!“

„Na ja, eine Lösung für meinen Termin beim Jugendamt werde ich da wohl nicht finden.“, seufzt Scrabbie.

¹ Kirsten Boie, Ein Sommer in Sommerby

Kapitel 22

Ein Tag blau, ein Kuss für Roland und noch ein Kakaogespräch

„Vielleicht solltest du heute Nacht nach Hause gehen und schauen, ob der Termin morgen immer noch steht!“, sage ich.

Lysander nickt. „Ich bringe dich auch!“

„Wollt ihr mich jetzt auch loswerden!“ Scrabbie schaut uns beide wütend an.

„Nein, weil wir das gerade nicht wollen, solltest du heute mal zurückgehen und morgen schauen, wie die Welt aussieht.“ Scheiße, wie redete ich denn. Lysander schaute mich ebenso verdutzt an und fing dann lauthals an zu lachen.

„Ja, Papa oder soll ich Kasper-Junior sagen, so wollten wir früher doch nie werden, oder?“ Er hielt sich den Bauch vor Lachen. Und auch Scrabbie konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Sie gähnte laut. „O.k., lasst uns gehen; ich bin müde! Vielleicht ist eine Runde schlafen eine gute Idee!“

„Ja, vielleicht ...“ Scrabbie ging langsam aus dem Kiosk. Ihre Körperhaltung nahm mit jedem weiteren Schritt wieder ihre Traurigkeit an.

Kapitel 22

Ein Tag blau, ein Kuss für Roland und noch ein Kakaogespräch

Als ich die Haustür aufschloss, kam mir eine unglaublich laute Stille entgegen. Eine, die mir mehr als sonst schon eine Gänsehaut machte, die ich nicht loswurde. Kein Licht brannte in der Wohnung. Meine Mutter war vielleicht schon in ihrem Schlafzimmer oder nicht da. Ich überlegte kurz, ob ich in ihr Schlafzimmer schauen sollte, traute mich aber nicht. Ich ging in mein Zimmer und legte Konstanzes Tagebücher auf meinen Nachttisch. Obwohl mein Kopf randvoll mit Gedanken war, war ich hundemüde. Hundemüde war ein Wort, das Roland nicht verstand, weil er nicht wusste, was ein Hund mit Müdigkeit zu tun hatte. Deshalb sagte ich es auch nicht mehr, wenn er in meiner Nähe war.

Ich zog die Schuhe und meine Jacke aus, warf sie auf den Sessel neben dem Fenster und legte mich dann angezogen aufs Bett. Nur einen Moment, dann würde ich mich ausziehen und ins Bad gehen und ...

Dabei musste ich eingeschlafen sein, denn als ich wieder wach wurde, lag ich unter meiner riesigen Steppdecke und draußen war es schon hell. Ich hatte total verschlafen und abends vergessen meinen Handywecker zu stellen. Mist, auch das noch! Ich stand auf, ging ins

Badezimmer, machte meine berühmte Katzenwäsche mit Zähneputzen und dann in die Küche, um mir einen Tee zu kochen. Zu spät war ich sowieso, dann konnte ich auch noch einen Tee trinken. Ich stellte den Wasserkocher an. Unter dem Regal mit den großen Tassen, von denen ich mir meine Lieblingstasse, die mit lag ein Zettel.

„Vielleicht solltest du heute zuhause bleiben. Schlaf dich aus, dann reden wir heute Abend, ohne das Jugendamt!“

Ich schaute noch einmal auf den Zettel. Die Schrift war eindeutig die meiner Mutter, aber die Sätze musste irgendjemand anders geschrieben haben. Wow, sie musste ein verdammt großes, schlechtes Gewissen haben oder das Geheimnis war so schlimm, dass einen Tag-blau-machen bei weitem nicht so schlimm war. Irgendwie fand ich es toll zuhause bleiben zu können und irgendwie machte es mir auch Angst, weil ich nicht wusste, wie unser Gespräch heute Abend laufen würde und was sie mir dann erzählen würde.

Ich nahm meinen Tee und ein Nutella-Toast und ging in mein Zimmer zurück. Dort machte ich es mir auf meinem Bett noch einmal gemütlich und sah dabei, ob ich Nachrichten auf meinem Smartphone hatte. Hatte ich sieben Anrufe von Roland. Mist, ich hatte überhaupt nicht daran gedacht, dass er sich natürlich Sorgen machen würde, wenn ich heute in der Schule nicht auftauchen würde. Ich schrieb ihm schnell eine Nachricht.

Bleibe heute zuhause. Sorry, dass ich mich erst jetzt melde, habe total verschlafen.

Ich bin auch wieder gegangen, als du nicht gekommen bist, habe nicht verschlafen, habe auf der Bank an der Fabrik gesessen und Frau Berggruens Nachbarn getroffen.

Was machts du da?

Ich mache mir Sorgen um dich.

Willst du dir die nicht lieber direkt bei mir machen. Ich erzähle dir, was los ist und du kannst mir von Frau Berggruens Nachbarn erzählen.

O.k., bin gleich da.

In dem Moment klingelte es an der Haustür. Ich schrak zusammen. Er konnte doch nicht, oder? Doch, er konnte. Roland stand vor der Tür.

„Hallo Stalker, hast du vor dem Haus gewartet!“

„Nein, ich habe im Wartehäuschen gesessen! Darf ich hereinkommen?“, fragte er und ich wunderte mich ein wenig über diese ausgesuchte Höflichkeit.

„Oh, Prinz Charming!“, sagte ich.

„Wieso sagst du das zu mir?“, fragte Roland, als er einen Schritt über die Fußmatte in den Wohnungsflur gemacht, seine Schuhe ausgezogen und ordentlich neben die Schuhe meiner Mutter in eine Reihe gestellt hatte.

„Das ist doch der Prinz aus dem Film „Shrek“, der ist auch immer so charmant, aber eben schleimig charmant und das war ein Witz, aber der war wohl nicht so gut.“ Scrabbie zuckte mit den Achseln. Mann, war das immer kompliziert mit Roland. Nie konnte sie einfach so Dinge sagen und dabei wollte sie genau D-A-S jetzt tun, all die Dinge sagen, die ihr seit gestern durch den Kopf gingen und nicht immer überlegen müssen, ob Roland das jetzt verstand, oder nicht.

„Ach so!“, sagte Roland und es war klar, dass er nicht verstand.

„Möchtest du auch einen Tee?“, fragte Sie. „Grüner Tee, Vanille!“

„Ja, gerne. Hast du auch eine grüne Tasse.“

Sie schaute ihn an. Da fing er an zu lachen. „Das war ein Witz!“

„O.k., daran arbeiten wir aber noch!“ Scrabbie holte eine Tasse aus dem Regal, stellte den Wasserkocher an und hängte einen Teebeutel aus der Packung hinein.

„Bei dir ist die See also nicht so ruhig wie Schokoladensauce?“, fragte er.

„W-a-s?“ Scheiße, ich hatte heute einfach keine Geduld mit Roland. Ich schaute ihn an und wusste nicht, ob ich lachen oder ihm eine reinhauen sollte. Scheiße, Scheiße, Scheiße!

Ich drehte ihm also einfach den Rücken zu und das heiße Wasser in die Tasse. „Hier, dein Tee!“, sagte ich und schob ihm die Tasse rüber.

Ich spürte seine Unsicherheit und es tat mir schon fast wieder leid, aber ich wollte heute einfach nicht nett sein. Scheiße, Scheiße, Scheiße, was war ich für ein Freundin. Nein, seine Freundin war ich nicht, also nicht s-o eine Freundin.

„Das mit der Schokoladensauce, das hat der Herr Bischof mir erzählt, als er mich auf der Bank vor der Fabrik getroffen hat. Der war nett, ganz anders als du heute. Ich habe dir nichts getan, außer mir Sorgen zu machen, und wenn dir das nicht gefällt, dann kannst du deinen Tee alleine trinken und ich gehe wieder!“ Seine Stimme überschlug sich und er hatte sich beim Reden die Kapuze aufgesetzt.

Ich wollte immer noch nicht nett sein und fragte mich, was ich hier mit Roland tat und wen ich da eigentlich mit meinem Verhalten bestrafen wollte. Roland konnte am allerwenigsten für das, was mir gerade passierte. Ich setzte mir auch meinen Kapuze auf und stellte mich

vor ihn: „Entschuldige Roland, ich habe mich total blöd verhalten. Ich bin heute echt mies drauf, deshalb ist eine Kapuze echt ganz gut, die hält ganz viel ab und ...“

Ich suchte nach dem richtigen Wort, Roland war schneller.

„... von dir weg! Das verstehe ich und du bist dann ja doch keine so miese Freundin.“, sagte Roland und wurde ein wenig rot dabei. Aber noch nicht bei dem Wort „mies“, sondern erst bei dem Wort „Freundin“. Da musste ich lachen, aber ich lachte ihn nicht aus, denn es tat gut, ihn bei dem Wort Freundin so rot werden zu sehen und ich ging auf ihn zu, ganz behutsam und küsste ihn auf die Wange.

Er blieb wie angewurzelt stehen.

„Wofür ist das?“, fragte er verduzt.

„Weil du das Leben so wunderbar komplizierter machst, um es dann ganz einfach und leicht werden zu lassen. Danke! So, jetzt lass uns den Tee trinken, bevor er völlig kalt wird.“

Roland nickte, nahm seinen Tasse Tee und folgte mir in mein Zimmer. Ich setzte mich im Schneidersitz auf die Bettkante und er setzte sich auf den Sessel. Wir saßen beide da, hatten unsere Kapuze auf, tranken unseren Tee und sagten beide lange nichts, auch wenn sich „lange“ für mich nicht lange anfühlte. Ich glaube für Roland war es ähnlich.

„Ich glaube, das meinte Herr Bischof mit der Ruhe und der Schokosauce.“, sagte er. Ich lächelte und trank noch einen Schluck Tee.

Und dann begann ich Roland alles zu erzählen:

„Sie hat nicht nur einfach Tagebuch geschrieben; sie hat mich in ihre Geschichte hineingeschrieben, als wäre ihre Geschichte meine Geschichte. Als wüsste sie, wer ich sein, als würde sie mich kennen. Und jede Zeile, die ich bisher gelesen habe, hat mir gezeigt, dass sie mich nicht kennt. Ich habe ihr vertraut und es fühlt sich an, als hätte sie mich mit jedem Wort verraten. Ich habe einfach Angst, was da noch alles drinsteht. Es gibt einen ganzen schwarzen Stiefelkarton voll damit. Und vielleicht ist da auch noch das große Geheimnis, das sie mir nicht sagen will und sogar meiner Mutter versprochen hat, es mir nicht zu sagen.“
Ich machte eine kurze Pause, weil mir die beiden Tagebücher einfielen, die ich gestern mitgebracht hatte. Wo hatte ich sie nochmal hingelegt? Sie lagen nicht mehr auf dem Nachttisch.

[...]

Ich hörte, wie sie die die Wohnungstür öffnete. Schon 16:00 Uhr. Das bedeutete, dass in der Bäckerei sehr viel los gewesen war und sie wieder Überstunden gemacht hatte.

Normalerweise machte sie sich einen Tee oder Kaffee und las eine der Zeitschriften, die sie sich immer von Gustav holte. Er hatte sogar extra wegen ihr „Gala“ immer vorrätig. Heute ging sie zuerst ins Schlafzimmer, dann kam sie zu mir. Ich saß auf dem Bett und war unsicher, verlegen und auch wütend. Und das alles zugleich. Wie sollte ich mich da bloß auskennen.

„Hallo Scrabbie!“, sagte sie.

„Hallo Mama!“, sagte ich. „Ich ... ich wollte nicht ...“ Weiter kam ich nicht, weil sie mich unterbrach.

„Ich wollte das auch alles nicht. Doch damit ist jetzt mal Schluss!“

Ich hielt den Atem an, wie sie da so entschlossen im Türrahmen stand.

„Lass uns in der Küche einen Kakao zusammen trinken, wie früher und dann reden wir.

O.k.“ Der Nachklang ihres O.K. schwebte in meinem Zimmer umher und fand keinen Platz, wo er bleiben konnte. Ich zog meine Kapuze herunter und sagte: „Ja, das ist o.k.!“

„Ich mache schon mal den Kakao!“ Sie drehte sich herum und ging in die Küche.

Ich schloss meine Augen und atmete tief durch. Das tat ich vor einem Boxkampf auch immer.

Ich wusste natürlich, dass das kein Boxkampf werden würde, aber ich wollte auch nicht wieder so wütend werden wie gestern. Ich stand auf und ging langsam in die Küche.

Sie hatte unsere Lieblingstassen auf den Tisch gestellt. Der Kakao war auf dem Topf auf dem Herd. Sie stand mit dem Rücken zu mir und rührte vorsichtig den Kakao. Ihre Hand zitterte.

Sie hatte eine Kerze angezündet und meine Lieblingskekse aus der Backstube auf einem kleinen Teller angerichtet. Und Sahne und Marshmallows, wie gestern bei Gustav. Wow, ich musste schlucken. So viel Mühe hatte sie sich schon lange nicht mehr gemacht.

„Soll ich dir was helfen?“, fragte ich.

„Nein, er ist sofort soweit!“ Sie kam mit dem Topf an en Tisch und schüttete in beide Tassen den Kakao so, dass nichts kleckerte. Das konnte sie. Ich schaffte das nie.

„Danke!“, sagte ich und setzte mich.

Sie brachte den Topf zurück zum Herd, stellte ihn aus und kam dann mit den zwei Tagebüchern von Konstanze zurück, die ich bisher nicht gesehen hatte.

„Lass es mich erklären, warum ich die heute Nacht aus deinem Zimmer mitgenommen habe.“ Sie setzte sich und legte die beiden Tagebücher in die Mitte. Fast in die Mitte, denn sie schob sie näher zu mir. „Ich wollte sie dir nicht wegnehmen. Ich wollte vorher mit dir sprechen. Ich möchte dir nichts verheimlichen, was darinsteht. Ich wollte dich immer, dein ganzes Leben lang, vor der Wahrheit beschützen, die für jeden anders ist. Ich möchte sogar,

dass du sie liest, aber bitte nicht alleine. Lass mich bitte bei dir sein, wenn du sie liest. Wenn du das überhaupt nicht möchtest, dann lies sie bitte mit Gustav.“ Sie machte eine kurze Pause und wollte die Tasse Kakao mit ihrer rechten Hand greifen, doch ihre Hand zitterte so sehr, dass das nicht ging. Sie wollte sie zurückziehen, als ich meine rüberschob und sie auf ihre legte. Sie zuckte zusammen, aber nur ganz eben, dann sah ich ihre Tränen und konnte auch meine nicht mehr aufhalten. Die letzten Tage, der Brand, der Streit und die Tagebücher, das war einfach zu viel. Sie drückte meine Hand ganz fest und wir saßen lange einfach so zusammen, während es draußen schnell dunkel wurde. Das Schweigen fühlte sich zum ersten Mal gut an. Und das Kerzenlicht ließ vieles im Dunkeln, was das Reden leichter machte. Das hatte ich mal in einem Buch von diesem Pater Anselm gelesen, der ganz coole Sachen schrieb, aber einen ziemlich schrägen Vornamen hatte, fand ich.

Sie lockerte unseren Handgriff.

„Komm, trink einen Schluck, sonst wird er kalt.“ Genau das hatte ich heute Morgen zu Roland gesagt. Ich musste lachen.

„Was lachst du?“; fragte sie und trank selbst einen Schluck, nicht , bevor sie sich eine Extra-Portion Sahne und zwei Marshmallows in die Tasse gelöffelt hatte.

„Roland war heute Morgen kurz da, weil er sich Sorgen gemacht hat und ich habe uns einen Tee gemacht, da habe ich dasselbe gesagt.“

Sie fragte nicht und sagte nichts dazu, dass Roland heute Morgen hier gewesen war. Das rechnete ich ihr hoch an.

„Du musst dich auch nicht sofort und heute entscheiden, ob du das heute sofort lesen willst, aber ich kann es dir auch selbst erzählen, wenn du möchtest.“

Ich nickte. Mehr konnte ich noch nicht sagen. Ich wusste einfach nicht, ob ich das Geheimnis in Konstanzes Tagebüchern lesen oder von meiner Mutter hören wollte.

„D-u ... bitte!“, sagte ich leise.

Sie setzte sich aufrecht hin und begann: „Ich war die letzten fünfzehn Jahre deine Mutter. Aber, ich bin nicht deine leibliche Mutter. Ich habe dich adoptiert. Konstanze ist deine Mutter.“

Ich sah sie und sah sie nicht. Vier Sätze weiter hatte sich mein Leben komplett verändert. Vier Sätze reichten dafür aus. Meine Mutter, die ich für meine Mutter hielt, war nicht meine Mutter. Und die, die meine Mutter war, hatte nicht meine Mutter sein wollen. Die hatte sic

um alle anderen gekümmert. Meinen Vater kannte ich immer noch nicht, aber auch der wollte ja nicht mein Vater sein, wenn er überhaupt von mir wusste.

Ich rührte in meinem Kakao. Sonst mein Lieblingsgetränk, war mir jetzt der Appetit vergangen. Ich schob die Tasse zurück und machte Platz für die Frage, die sich in meinem Kopf im Kreis bewegte.

„Wieso sollte dir Konstanze versprechen, mir nichts davon zu erzählen?“

Meine Mutter seufzte und schob dann auch ihre Tasse in die Mitte des Tisches zwischen uns, näher zu meiner.

„Konstanze war ein einziges Auf und Ab und Ihre Stimmungen waren ebenso. Das hate sie seit der Pubertät und wurde als erwachsene Frau besser, verschwand aber nie ganz, kehrte phasenweise wieder. Sie war wegen ihrer wiederkehrenden Depressionen in psychotherapeutischer Behandlung und in der Klinik, wenn es ganz schlimm war. Als sie damals erfuhr, dass sie schwanger war, ging es ihr besonders schlecht. Die Ärzte und ich hatten Angst, dass sie sich und dir etwas antun würde. Und wir suchten nach einer Lösung. Sie selbst kam auf die Lösung, völlig zum Entsetzen ihre damals besten Freundin Marlene, die mich bis heute für den Inbegriff von Spießigkeit und Angepasstheit hält, weil ich ein geordnetes Leben für mich möchte und brauche. Das Jugendamt stimmt einer Adoption zu und du wurdest geboren. Als ich dich das erste Mal sah, spürte ich, dass es richtig war. Du warst von der ersten Sekunde an meine Tochter. Du kamst mit einem Kaiserschnitt zur Welt und Konstanze wollte dich erst an dem Tag wiedersehen, als du getauft worden bist. Erst da war sie wieder so stabil, dass sie das konnte. Auch Marlene wurde keine Freundin von mir, aber sie akzeptierte unsere Entscheidung war die Einzige, die außer den Mitarbeitern des Jugendamtes davon wusste. Selbst später hatte ich dauernd Angst, dass sie es sich ebenso dauernd überlegen würde, ob sie nicht vielleicht doch auf einmal Mutter sein wollte. Und genau das wollte ich nicht, dass sie dir das antut. Und ja, auch wollte ich nicht, dass sie das mir antut. Also, wurde sie deine Patentante, da waren wir uns einig.“

„Und, wieso hast du das überhaupt gemacht? Du hättest ja auch nein sagen können.“

„Ja, hätte ich, habe ich aber nicht. Ich wusste, dass ich selbst keine Kinder kriegen konnte und ich wollte gerne Kinder. Ich hatte keinen festen Partner an meiner Seite und so war die Adoption eine Möglichkeit für mich!“

„Und ...“. Ich schob die Tasse noch einmal ein Stück weiter von mir weg für die nächste schwere Frage. „Wer ist dann mein Vater?“

Fünf Wörter, die das Gespräch wieder zum Kippen brachten. Aus einem zarten Türkiston, auf dem sich eine Ahnung von Vertrauen aufbaute, legte sich wieder das vertraute Grau, das alles in einen Nebel zog und verschwinden ließ. Ich spürte an der Reaktion meiner Mutter, dass sie am liebsten wieder aus dem Gespräch herausgehen und der damit verbundenen Wahrheit ausweichen wollte. Ich rechnete es ihr hoch an, dass sie es dieses Mal nicht tat. Sie schaute mich an. „Ich weiß es nicht. Konstanze hat es mir nie erzählt und auch Marlene konnte oder wollte mir das nie erzählen.“

„Weißt du, dass sie Tagebuch geschrieben hat?“, fragte ich vorsichtig.

Meine Mutter lachte. „Tagebuch? Es war nie ein Tagebuch, wie ich ein Tagebuch verstehe. Ich habe nur ihre Geschichte gelesen und wollte es danach nicht mehr. Sie hat mich und dich und alle, die sie kennt, für ihre Geschichte benutzt, für ihre ganz eigene und verklärende und alles negativ über sie Aussparende. Sie hat sich schreibend und in ihrem Leben außerhalb ihrer geschriebenen Zeilen in Szene gesetzt und das mochte ich nicht besonders. Ich glaube, das Schreiben hat ihr geholfen, ein Leben zu führen und die Tatsache zu kompensieren, dass sie nicht deine Mutter, sondern „nur“ deine Patentante war. Sie hat sich um alles und jeden gekümmert, da konnte sie kämpfen und das ohne Rücksicht auf ihre eigene Person. Da war sie mutig für drei und hat viel erreicht. Ich war und bin nie so gewesen. Ich bin mit dem, was ich in meinem Leben mit dir habe, zufrieden, auch wenn das in ihren und deinen Augen langweilig und spießig sein sollte.“ Sie stockte kurz. „Ich wollte nicht mehr als ein Leben mit dir, meiner Tochter.“ Sie flüsterte diesen Satz und mich überschwemmte in diesem Moment ein noch nie gekanntes ein Gefühl von Getragen- und Gehaltensein, dass mir ganz heiß wurde, so, als ob man von draußen aus einem eiskalten Wintertag in die überheizte Wohnung kommt und da ist es total warm auf einmal. Ich stand auf, ging um den Tisch herum auf sie zu.

„M-a-m-a.“, flüsterte ich. Sie stand auf, breitete ihre Arme aus und ich legte mich hinein in die Gewissheit, dass sie da war für mich. Wir lagen uns lange in den Armen und weinten und lachten und schwiegen. Alles gleichzeitig und hintereinander und endlich ausgesprochen.

Kapitel 23

Wenn mein Leben und ich eine erfundene Geschichte wären

„Eins. Zwei. Drei. Gedanken vorbei. Eins. Zwei. Drei. Gedanken vorbei.“ Ich ging mit jedem Worte einen Schritt weiter. Ein Wort. Ein Schritt. Ein Wort. Ein Schritt. Der Vormittag mit Scrabbie hatte mich ziemlich durcheinandergebracht und ich musste seine Gedanken sortieren. Ich hatte die meisten schon in seinem Gedankenschloss in die einzelnen Zimmer geräumt, aber alle waren noch nicht an Ort und Stelle. Sherlock Holmes hatte auch so einen Gedächtnispalast und ich hatte meinen. Er sah für mich ein wenig wie ein riesiger Kiosk aus. Ich fragte mich die ganze Zeit, was das wohl für ein Gefühl wäre, wenn ich eine Tante hätte, die nicht nur einfach so für sich über mich schreibt, wie in einem normalen Tagebuch, das haben ja viele Schriftsteller gemacht. Also, wenn meine Tante, die ich dann hätte, in der Geschichte so tun würde, als wüsste sie, wer ich sei und wie ich sei. Und vor allen Dinge schreibt, die niemanden etwas angehen. Wenn es nur ihre eigenen Dinge wären, dann fänd ich das schon eher o.k.. Aber so, ist das ganz schön gruselig. Konstanze konnte das, die konnte tolle Geschichten schreiben und erzählen. Aber gestimmt hat da nicht immer alles. Ich denke mir ja auch schon mal Geschichten aus, in denen bin ich dann aber anders und kann etwas besonders gut, also wie ein Spiderman oder so.

Wir sollten so was mal für die Schule machen und ich hatte eine tolle Geschichte gezeichnet, aber nicht geschrieben und die Lehrerin hatte gesagt: „wenn du mir bis morgen keine Geschichte bringst, dann lasse ich dich durchfallen!“

Frau Lobert, die war so gemein. Also, saß ich den ganzen Nachmittag in meinem Zimmer und begann einen Satz und strich ihn durch. Schreiben. Durchstreichen. Schreiben.

Durchstreichen. Mir fiel einfach nichts ein. Auch zu meiner gezeichneten Geschichte fiel mir nichts ein. Dann hatte ich eine Idee und ging zu Konstanze. Die hörte sich alles und sagte:

„Erzähl mir deine Geschichte, die du gezeichnet hast!“ Also, begann ich von der Geschichte zu erzählen. Sie hörte zu und als ich fertig war, begann sie zu schreiben. Das hat ganz schön

lange gedauert, also habe ich sie gezeichnet, wie sie da auf der Bank gesessen und geschrieben hat. Da war ich auch wieder schneller fertig. Also habe ich noch eins gemalt und noch eins.

„Fertig!“, sagte sie und reichte mir fünf Seiten handbeschriebene Seiten. „Da, kannst du haben, muss du nur noch abschreiben!“

„Danke, hier für dich!“, sagte ich und reichte ihr meine Zeichnungen.

Sie legte die vollgeschriebenen Seiten nahm sie und schaute sie lange an.

„Wow, Roland, du bist ein wahrer Künstler, du siehst die Menschen wie sie sind. Danke, mein Lieber!“

Mein Lieber hatte sie noch nie zu mir gesagt und ich musste ja die Seiten auch noch abschreiben, also machte ich mich auf den Weg.

Zuhause setzte ich mich an den Schreibtisch, öffnete meinen Laptop und begann die Geschichte abzuschreiben. Yul, der kam mir sofort bekannt vor, der hieß hier am Kiosk Arkan, der kam aus Dortmund und der konnte solche Sachen auch ziemlich cool, fand ich. Das hätte sein Bruder sein können. Aber, als dann die Stelle mit dem Jungen kam, der Roland hieß wie ich, hörte ich auf zu schreiben. Der war ja so überhaupt nicht wie ich. Ich begann zu lesen, weil ich wissen wollte, wie es weiterging.

„Yul schob sein Rad langsam durch den Menschenstrom auf der Großen Bockenheimer. Er hatte Durst. Hier war Fußgängerzone und es gab jede Menge Kneipen, Cafés und andere Mampfbuden. Auf den Stühlen an den Straßentischen saßen viele Leute, aber meistens ohne Tassen und Gläser vor sich. Sie hockten da wie Wanderer am Wegesrand. Kellner waren nirgendwo zu sehen. Hinter den Fenstern der Läden war es dunkel, sie sahen wie unbewohnte Höhlen aus. Viele hatten ihre Türen geschlossen, bei anderen standen die Besitzer in den Türen wie Wachhunde. Die Leute an den Tischen sprachen nicht miteinander, sondern guckten belämmert auf ihre Füße und tranken aus Plastikflaschen.“

Wie eine Fata Morgana bog plötzlich ein Gefährt um die Ecke. Es war ein gelbes Fahrrad mit einem Anhänger wie es die Typen hatten, die Werbung austrugen. Drei Türken gehörten zur Mannschaft: Grauhaar, Schwarzhaar und Gel-Igel - vielleicht Vater, Sohn und Enkel. Der Alte schob das Rad, der Junge ging neben dem Anhänger und gab die Ware an die Käufer und der Mittlere steckte das Geld in seine Gürteltasche. Das Gespann wurde sofort umlagert. Yul drängte sich näher. Die Türken verkauften 0,5 Liter Plastikwasserflaschen, ihr Anhänger war beladen mit eingeschweißten Sechserpacks. Echt geschäftstüchtig. Sonst verkauften sie bestimmt im Kiosk oder am Obststand im Bahnofsuntergrund.

„Eine Flasche 2 €“, rief der Schwarzhaarige. Er hatte einen dichten Schnauzbart unter seiner Nase. Der Junge war nur halb so groß wie er, trug ein Lionel-Messi-

Fußballshirt und ein Teppichmesser in der Hand, womit er die Plastikverpackung aufschlitzte und allzu eifrige Käufer an der Selbstbedienung hindern konnte.

„Das sind ja Tankstellenpreise“, hörte Yul eine Frau mit Hund sagen. Die Leute rissen sich um die Wasserflaschen. Im Menschnäuel merkte Yul, wie jemand an seinem Rad zog. Ein stämmiger Kerl in einem verschwitzten T-Shirt und Glatze hatte seine Pranke auf den Sattel gelegt.

„Lass mein Fahrrad los“, sagte Yul zum Glatzkopf.

„Das stehst mir im Weg“, sagte der Typ. Er ließ den Sattel nicht los.

„Lass los!“, wiederholte Yul ein wenig lauter. Der Glatzkopf grinste und ein goldener Piratenzahn kam zum Vorschein.

„Wie viel willst du für den Drahtesel haben? 100 Euro?“, fragte der Typ plötzlich. Er kramte mit seiner freien Hand in der Hose und holte einen grünen Schein hervor, den er Yul unter die Nase hielt. Schweißperlen liefen dem Typen vom Kopf über die Stirn und teigigen Backen in seinen unrasierten Stoppelbart.

„Meine Freundin sitzt da hinten unterm Baum und iss schwanger. Wir haben noch einen weiten Weg nach Hause“, sagte der Glatzkopf. Jetzt machten die einen auf Maria und Josef? Alter, er war doch nicht endbescheuert.

„Nicht verkäuflich. Ich brauche mein Rad selbst“, sagte Yul und drückte die fette Hand des Glatzkopfes vom Sattel.

„Lassen Sie uns bitte mal durch?“, sagte eine Kinderstimme. Yul sah in blaue Augen eines Mädchens von etwa 12 Jahren, sie hatte ein Sommerkleid mit Spaghettiträgern an und ihre bloßen Schultern sahen irgendwie zerbrechlich aus. Neben ihr stand ein dünner Junge, einen Kopf größer als sie, mit roter Baseballkappe und einem Umhängebeutel vor der Brust, in dem seine Schülerjahreskarte hinter dem Plastikfenster zu sehen war. Er hielt einen Haufen von Münzen in der linken hohlen Hand und sortierte sie langsam in die Rechte und zählte laut mit:

„Zehn, Zwanzig, Siebzig, Achtzig, Hundertzehn, Hundertdreißig, Hundertfünfzig, Hundertsiebzig, Hundertachtzig, Hundertfünfundachtzig, Hundertfünfundneunzig,

Zweihundert", verkündete er und ein zufriedenes Lächeln huschte über sein sommersprossiges Gesicht.

„Roland, gleich sind wir dran", sagte das Mädchen zu ihm und schob sich in eine Menschenlücke, näher an den Verkaufswagen heran. Der Glatzkopf griff über den Kopf des Mädchens hinweg nach zwei Wasserflaschen und drängelte dann rabiat rückwärts aus dem Menschenknäuel. Dabei rempelte er Roland an und die Münzen kugelten aus der Hand des Jungen und verteilten sich klingelnd auf den Pflastersteinen.

„Zehn, Zwanzig, Siebzig, Achtzig", schrie Roland und hielt die Hände über seine Ohren, als würde eine Lärmlawine über ihn rollen. Er blieb stocksteif stehen und starrte auf den Boden. Das Mädchen ging in die Hocke, um die Münzen aufzuheben. Die Leute rechts und links kümmerten sich nicht darum, sie streckten ihre Hände gierig nach den Wasserflaschen aus.

„Ein Schuh steht auf der Fünfzig, Scrabbie", sagte Roland mit Computerstimme, „Zweihundert minus Fünfzig, noch 451 Flaschen auf dem Wagen, 15 Personen, zwei Fahrräder, vier Reifen, ein Anhänger, plus zwei Reifen, drei Hüte, 30 Hände, 300 Finger, noch 446 Flaschen auf dem Wagen..."

„Ganz ruhig, Roland", sagte das Mädchen aus der Tiefe. Yul bückte sich nach einigen Münzen, behielt dabei aber sein Rad fest im Griff. Er hielt Roland die Münzen hin, der bewegte seine Hände aber nicht von seinen Ohren weg. Ein großer Mann im Anzug lief gegen das Mädchen - von oben war sie nur eine Lücke in der Menge - und rammte ihr sein Schienbein in die Seite. Das Kind wäre wohl vom Aufprall umgekippt, aber der Wald der Beine war so dicht, dass sie darin festgeklemmt war.

„Scrabbiiiiie", heulte Roland, der irgendwie gerade am ausflippen war.

„Hey, passen Sie doch auf, da unten ist jemand", schnauzte Yul den Anzugmann an. Er packte das Mädchen am Arm und zog sie nach oben.

„Hebt das Geld später auf, wenn die Leute weg sind", sagte Yul zu ihr. Scrabbies Augen waren groß und erschrocken. Sie nickte.

„Alles in Ordnung, Roland“, sagte das Mädchen, umarmte den Jungen frontal und schob in dabei raus aus dem Menschenknäuel. Yul war nun endlich in Reichweite vom Schwarzhaarigen. Er kramte einen Zehneuroschein aus seiner Hosentasche (nicht die Rolex-Seite) und hielt sie dem Verkäufer hin.

„Vier Flaschen, bitte“, sagte er. Blitzschnell verschwand der Schein aus seinen Fingern und eine Zweieuro Münze lag in seinem Handteller. Der Knirps reichte ihm mit vollen Händen zwei mal zwei Flaschen an. Yul klemmte sich die Dinger unter den linken Arm und manövrierte sein Rad mit der rechten Hand, die sich wie eine Klaue um das Lenkrad klammerte, rückwärts - nur raus hier.

Von hinten kamen immer mehr Leute, schoben und drängelten. Durst ist ein starkes Gefühl.

Endlich war weg von den Verrückten. Er schaute sich um und sah den Jungen mit der roten Mütze, Roland, wie er mit dem Mädchen neben einem Blumenkübel stand. Er hatte beide Hände um seinen Brustbeutel geklammert, als wäre er eine Rettungsboje. Seine Wangen waren rot und er murmelte etwas vor sich hin. Scrabbie stand vor ihm und hatte ihm wortlos die Hände zur Beruhigung auf die Schultern gelegt.

„Hier, schenke ich euch“, sagte Yul und hielt den beiden zwei Wasserflaschen hin. Das Mädchen hob überrascht ihren Kopf, dann zeigte sie hübsche Zähne.

„Danke!“, sagte sie.

„Ein Fahrrad, zwei Flaschen, drei Armbänder...“, ratterte Roland herunter, während er Yul aus halb gesenkten Augen abcheckte. Aus dem Augenwinkel bemerkte Yul eine Bewegung. Eine schimmernde Glatze kam in seine Richtung getrollt. War der Typ immer noch hinter seinem Rad her?

„Passt auf euch auf“, sagte Yul zu den beiden, steckte sein Wasser in die Satteltaschen, schwang sich auf sein Rad und trat in die Pedalen.

„Passt auf euch auf“, rief ihm Roland hinterher.“²

Als ich an die Stelle mit dem Mädchen und dem Sommerkleid und den Spaghettiträgern kam, musste ich lachen, weil ich noch dachte, dass ich Scrabbie noch nie in einem solchen Kleid gesehen hatte und sie so ein Kleid niemals anziehen würde. Aber, ich war mir auf einmal ganz sicher, dass es ihr bestimmt super stehen würde. Ich bekam ein Mangelhaft für diese Geschichte, nicht, weil sie nicht gut war. Sie war zu gut. Und Frau Lober glaubte mir nicht, dass ich die Geschichte geschrieben hatte. Hatte ich ja auch nicht, aber ich hätte Konstanze schon eine bessere Note gewünscht.

„Das hast du Frau Lober bestimmt auch gesagt, oder?“, hatte mich Konstanze lachend gefragt.

„Natürlich, es ist doch die Wahrheit!“, antwortete ich. Nur die Sache mit dem Kleid, die hatte ich natürlich Scrabbie nicht erzählt, auch wenn sie die Wahrheit war.

Ich bog in die schmale Straße ein, die zur Bücherei führte. Die hatte sich verändert. Es standen zwei schwere Steinklötze, die wie bei dem Weihnachtsmarkt in Berlin am Gendarmenmarkt verhindern sollten, dass ein LKW in die Menschen rasen konnte. Ich bekam immer ein wenig Herzklopfen, wenn ich an den beiden Steinklötzen vorbeiging. Ich ging nie dazwischen hindurch, sondern immer links oder rechts vorbei. Heute ging ich rechts vorbei, weil mein rechter Fuß vorne gewesen war.

Der Weihnachtsmarkt war vor einer Stunde eröffnet worden und die vielen neuen Gerüche nach Mandeln, Glühwein und Würstchen, die Menschen und Buden und die ganze Enge machten mich kapuzenfertig. Ich zog meine Kapuze über den Kopf und konnte so die Geräusche und die Menschen etwas mehr auf Abstand halten und den kürzesten Weg, vorbei an der kleinen Bude mit den gebratenen Champignons, dem Eingang zur Bücherei und der Jesusfamilie im Stall, dazwischen der Eingang zu C&A und dann endlich die Treppe nach unten. Ich atmete tief durch und ging langsam weiter. Bei jedem Wort einen Schritt. Ein Wort. Ein Schritt. Ein Gedanke.

Ich sah den Schatten am Ende der Treppe nicht, sofort. Erst, als er mir hinter den Säule in den Weg trat. Ich wollte ausweichen, doch er versperrte mir den Weg.

„Lassen Sie mich vorbei!“, sagte ich.

² Ulrike Arabellas Crossover-Geschichte: <http://www.ulriearabella.de/>

„Nein!“, sagte der Schatten.

Ich schaute mich um. Gerade war niemand außer mir und dem erwachsenen Schatten da am Fuß der Treppe im Halbdunkel. Ich bekam eine Scheiß-Angst. Das würde Scrabbie sagen. Ich nicht, ich dachte das nur.

„Ich habe eine Nachricht für dich!“ Er kam näher und ich konnte mich vor lauter Angst nicht bewegen. „Wenn du noch einmal ein Bild von Gustav machst, wird dir dasselbe passieren wie Konstanze. Hast du das kapiert. Kümmere dich um deine Sachen und halt dich aus allem anderen raus! Verstanden?“

Ich nickte stumm und dann kamen die Worte in einer Wiederholungsschleife, die ich nicht mehr stoppen konnte. „Kein Bild. Kein Bild. Kein Bild.“ Ich konnte nicht mehr anders. Ich wiederholte den Satz immer und immer wieder und wurde immer lauter dabei.

„Kein Bild. Kein Bild. Kein Bild.“

Doch der Schatten ließ sich nicht einschüchtern. Er blieb dastehen und machte mir Angst.

„Kein Bild. Kein Bild. Kein Bild.“

„Alles in Ordnung?“, fragte eine Stimme hinter mir. Ein Mann von der Security stand hinter mir. Auf seiner dunkelblauen Jacke stand der Name der Firma.

„Alles in Ordnung!“, sagte der Schatten, winkte ab und war im selben Moment hinter der Säule verschwunden.

„Kein Bild. Kein Bild. Kein Bild.“ Ich wurde leiser, aber aufhören konnte ich nicht.

„Alles o.k., Junge?“, fragte der Security-Mann, der eigentlich den Weihnachtsmarkt und die Jesusfamilie in der Krippe vor der Bücherei beschützen sollte.

„K-e-i-n B-i-l-d.“ Meine Wörter kamen langsamer und leiser. Ich wurde ruhiger. Dreimal die zwei Wörter weiter konnte ich endlich eine Antwort geben. „Ja, jetzt ist wieder alles in Ordnung. Der Mann hat mich bedroht, weil ich etwas von Gustav gemalt habe, aber nicht weiß, wieso das so schlimm ist!“

„Du meinst Gustav aus dem Kiosk?“ fragte er.

„Ja!“, antwortete ich.

„Was hältst du davon, wenn ich dich eben nach Hause bringe; meine Schickt ist um!“

„Aber wollen Sie jetzt nicht lieber selber nach Hause?“, fragte ich.

„Ja, nachdem ich dich sicher nach Hause gebracht habe: und um den Schatten-Typen, um den musst du dich nicht kümmern, das übernehmen jetzt die Erwachsenen!“

„Einverstanden. Ich bin Roland!“, sagte ich, weil ich dachte, wenn er mich schon nach Hause bringt, sollte er wissen, wie ich heiÙe. „Ich wohne in der Altstadt 44, neben dem schicken Haus und dem Parkplatz, da kommt das alte Fachwerkhaus, da wohne ich mit meiner Mutter.“ Ich dachte, diese Infos könnten nützlich für ihn sein.

„Ich bin Stefan, angenehm Roland. Ich wohne in Sümmern. Also, dann lass uns mal losgehen.“

Wir brauchten wenige Schritte und keine Worte mehr, bis wir bei mir zuhause ankamen. Da öffnete meine Mutter die Tür und Stefan erklärte ich, was passiert sei und, dass sie sich keine Sorgen machen solle, er würde sich darum kümmern. Meine Mutter war sehr erschrocken und tat das, was sie immer am besten konnte. Sie kümmerte sich um mich und wir schauten meine Lieblingsfilme an. Spiderman eins und zwei. Die ersten Kinofilme, natürlich die mit Tobey Maguire, den mochte ich als Spiderman sehr. Die neuen mochte ich auch, aber sie beruhigten mich nicht so, wie die ersten. Meine Mutter wusste das. Sie schaute den ersten Teil noch mit mir und machte uns einen Kakao dazu. Beim zweiten Teil ging sie schlafen. Ich setzte meine Kapuze auf, zog meine Spiderman-Socken hoch und wurde ruhiger. Ich gähnte laut. Ein gutes Zeichen, denn Gähnen vertreibt schlechte Gedanken und auch schlechte Träume.

„Wenn du deinen Mund **S-O** aufreißt, wird sich kein schlechter Gedanke oder gar ein schlechter Traum in deine Nähe wagen, weil er unaufhaltsam aufgefressen werden würde.“ Das hatte ihm sein Vater früher immer erzählt, wenn er abends vor dem Einschlafen Angst hatte und die Spiderman-Bettwäsche mit dem Nachtlicht nicht ausreichte. Und die Sache mit dem Gähnen klappte bis heute, auch wenn ich wusste, dass er mich nur trösten wollte.

Kapitel 24

Schattenboxen

„Du musst es ihr sagen!“, sagte Lysander zu mir, als er mir den Blog auf meinem iPad zeigte, dessen Link er auf den Visitenkarten von Konstanze in dem Stiefelkarton gefunden hatte und vorsorglich entfernt hatte, bevor er Scrabbie den Karton übergeben hatte.

Konstanze hatte vor zwei Jahren einen Blog eingerichtet. Zu dem Zeitpunkt, als die Fabrik zum ersten Mal wegen der angeblichen Brandschutzmängel in der Presse stand. Der Titel passte zu ihr und ihrer Sicht der Welt: <https://www.wahrheitundwahrheit.de>. Ihre Wahrheit. Es war immer ihre Wahrheit.

„Ja, aber nicht heute und nicht in den nächsten Tagen. Versprochen, sie wird es erfahren, aber lass ihr Zeit alles andere zu verdauen.“ Ich wusste, dass ich schon viel zu lange die Dinge hinausschob und hoffte, sie würden sich dabei so erledigen. Mein Magen drehte sich herum, wenn ich an das Bild von Roland im Safe dachte.

Er schaute mich an. „Bis dahin habe ich vielleicht eine Möglichkeit gefunden, den Blog aus dem Netz zu nehmen, denn da stehen noch einige andere Dinge drin, die unter anderem auch deine Geschäfte angehen. Du solltest deine Geschäfte beenden, damit sie keine Handhabe haben gegen dich, wenn das hier schon jemand gelesen hat!“

Ich konnte nicht antworten, ich hätte auch, ehrlich gesagt, keine Antwort parat gehabt, kam jemand zur Tür herein. Einer von den Security-Leuten vom Weihnachtsmarkt. Ich glaube, Stephan hieß er. Er machte das schon seit mehreren Jahren. Er und seine Kollegen trugen alle diese dunkelblauen Klamotten und bewachten diese hässlichen Weihnachtsbuden auch nachts. Dann gehörten sie mit zu den ersten, die sich morgens einen Kaffee bei mir holten.

Er war ziemlich unter Strom, als er hereinkam

„Sie sind doch Gustav, oder?“, fragte er. Sein Ton war alles andere als freundlich.

„Ja!“, sagte ich, „Der bin ich und wer will das wissen?“ Ich streckte mich und sah im Augenwinkel, wie Lysander aufstand.

„Ihr Freund ist bedroht worden, dieser Roland, von diesem Typen, mit dem Sie Geschäfte machen und der Kleine hat da was gesehen und gezeichnet, stimmt das?“

Scheiße, dachte ich. Er hatte das selbst übernommen, Ich dachte anscheinend immer noch, wenn ich die Vogel-Strauß-taktik anwende, wird alles wieder gut. Nichts wurde gut. Alles wurde nur noch schlimmer.

„Wie geht es ihm? Hat er ihm was getan!“ Ich schaute ihn besorgt an.

„Ja, eine Scheißangst hat er ihm gemacht. Sind Sie jetzt sein Freund oder labern Sie immer nur von Boxerehre und da ist nichts dahinter?“

„Tja, Gustav!“, mischte sich jetzt auch Lysander ein. „Bist du sein Freund oder bleibst du ein Feigling, der vor lauter Schiss gar nicht mehr in den Ring steigt?“

Ich stand auf, warf den Hocker, auf dem ich saß polternd um und ging einen Schritt auf beide zu! Sie stellten sich schweigend nebeneinander und bauten sich vor mir auf. Ich spürte wie meine Wut meine Faust in ihre Gesichter schlagen wollte, doch dahinter sah ich immer deutlicher das Gesicht von Roland und, dass er ihn wirklich bedroht hatte und ich wusste, dass er es wieder tun würde.

„Mach die Tür zu und das „Geschlossen-Schild“ davor!“, sagte ich zu Lysander. Er nickte. Ich begann zu erzählen:

„Sie nennen ihn alle nur den Schatten, weil er am liebsten im Dunkeln agierte und immer schwarz gekleidet war. Er trägt immer eine Lederjacke, eine Mütze aus Leder und eine Kapuzenjacke darunter. Niemand soll sehen, was er für eine hässliche lange Narbe auf der rechten Wange hatte. Die hatte er in einem Streit, der eskalierte, mit einem Messer verpasst bekommen. Der sie ihm verpasst hatte, war Kasper gewesen, weil er sich seine Geschäfte nicht gefallen ließ und sich wehrte.“

Lysander piffte durch die Zähne. „Das haben damals alle vermutet, aber niemand hat sich getraut Kasper zu fragen. Kasper war ein cooler Typ.“

Ich nickte und grinste. „Ja, trotz seines Vornamens, den er hasste. Kasper Hauser. Das Experiment seiner Eltern. So hat er sich immer vorgestellt.“

Lysander und auch Stephan grinnten beide.

„Der Schatten hat das Kasper nie verziehen. Er hat jahrelang gewartet und im Dunkeln abgewartet. Als er seine Chance in einer Schwachstelle von Kasper sah, hatte er sich an Kasper gerächt und ihn fortan für seine Geschäfte benutzt, von denen natürlich niemand erfahren sollte. Ich hatte nie erfahren, mit was er ihn erpresste, aber es musste etwas Großes sein, sonst hätte mein Vater das nie getan.“

„Oder, für wen?“, murmelte Lysander.

„Wie meinst du das?“

„Na ja, Kasper konntest du nur erpressen, wenn du ihm drohst, dem Menschen, der ihm sehr am Herzen lag, etwas anzutun. Entweder warst du das, doch du warst damals noch sehr klein

oder jemand, von dem wir nichts wissen. Noch nichts wissen, denn ich glaube, das könnte alles in den Tagebüchern stehen.

Mir wurde gerade ganz schwindlig. Jemand, der ihm so wichtig war? Eine Frau? Meine Mutter war verschwunden, da war ich fünf. Sie hatte sich ein anderes Leben an der Seite des damals schon sehr bekannten, jungen Boxers vorgestellt und, dass er für diesen Erfolg oft und sehr hart trainieren und dabei den Kiosk am Laufen halten musste, das war ihr zu viel und fürs Leben zu wenig. Sie konnte nicht mit den Menschen, die in den Kiosk kamen. Eines Nachts verschwand sie und kam nicht wieder.

„Hey Kumpel, alles klar?“. Lysander holte mich aus meinen Gedanken, von denen ich mich gerne hatte ablenken lassen. Doch das war Vergangenheit, jetzt ging es um die Gegenwart, um Roland. Ich wollte nicht abhauen wie meine Mutter das getan hatte.

„Niemand kennt den wahren Namen des Schattens. Bis auf Konstanze vielleicht. Und Konstanze hatte ihn ebenfalls wie Kasper bekämpft und verloren.“

Ich holte einmal tief Luft und versuchte das Bild zu verdrängen, von dem ich immer noch jede Nacht träumte, als ich Roland bei ihr gefunden hatte.

Lysander zog scharf die Luft ein und Stephan sagte nichts.

„In dieser Nacht, als Konstanze starb, da war der Schatten auch da. Ich habe ihn gesehen, aber niemandem etwas gesagt. Ich hatte nichts gesagt, weil ich mich mit ihm da getroffen hatte. Nicht das erste Mal habe ich da eine größere Lieferung abgeholt. Bei mir im Kiosk wäre das zu auffällig und die Fabrik bot sich da super an. Sie war weit genug weg für eine solche Übergabe.“

„Na, dann weiß ich ja jetzt, wo meine Kollegen ihre Aufputzmittel herbekommen und die Nachtschichten so super über die Bühne bringen, währen dich mit Kaffee und Kaffee eher hinterhergähne.“ Stephan unterbrach ihn.

„Ja, ich bin da nicht stolz drauf, das kannst du mit glauben! An diesem Abend aber sind wir gestört worden. Wir waren auf der Rückseite der Praxis. Scrabbie und Konstanze hatten sich direkt davor laut gestritten. Das taten sie öfter mal, wenn Konstanze zu weit ging und Scrabbie sich das nicht gefallen ließ.“

„Werd endlich erwachsen, Scrabbie!“, hatte Konstanze ihr nachgerufen.

„Du kannst mich mal, Konstanze!“, hatte Scrabbie geantwortet und war wütend über den Trampelpfad abgehauen.

Das waren ihre letzten Worte, die sie an Konstanze gerichtet hatte und ich verfluche Konstanze bis heute dafür, dass sie es immer zu weit trieb mit Scrabbie, sie überforderte, weil sie sie so mochte. Nur, dass sie sie so mochte, das wurde in ihrem Tun eben für Scrabbie nicht immer so deutlich.

Der Schatten hatte das alles mitangehört und ich glaube, dass ihm in dem Moment klar wurde, wie wichtig Konstanze Scrabbie war und genau das ihre Schachstelle war. Wir hatten uns voneinander verabschiedet. Ich ging lieber einen Umweg, weg von der Praxis, um Konstanze nicht zu begegnen. Ein fataler Fehler, denn, als ich gerade in die Hauptstraße Richtung Kiosk einbog, da hörte ich einen Schrei. Konstanze! Ich versteckte meinen Rucksack und rannte zurück. Ich fand Roland bei Konstanze und sah noch, wie er oben an der Treppe verschwand.

Ich weiß nicht, ob er nachgeholfen hat und ich ...“ Meine Stimme brach. „... bin ihm nicht nach. Ich habe mich um Roland gekümmert und den Notarzt und die Polizei gerufen, aber es war schon zu spät. Wenn ich doch nur ...“

Die folgenden Stille hing mit meinem Geständnis und dem nicht beendeten Satz noch lange im Raum. So, als hätte jemand den Film auf Standby gestellt und vergessen die Weiter-Taste zu drücken.

„Ja, und, was ist dann jetzt?“, fragte Stephan endlich.

„Na, alter Mann, schon k.o. vor der ersten Runde?“ Lysander schaute mich an.

„Ich bin gleich wieder da!“, sagte ich und verschwand hinter der Theke.

„Haut der jetzt ab, oder was?“, hörte ich Stephan noch sagen.

Ich ging über das Treppenhaus in meine Wohnung direkt zum Safe, holte das Bild und eine Tüte hinaus und dann wieder zurück.

„Das hier hat Roland von mir gemalt!“, sagte ich und faltete das Bild auseinander. „Das verkaufe ich.“ Ich legte die Tüte auf den Tisch. „Und jetzt kümmern wir uns um den Schatten.“ Diese drei Sätze pumpeten so viel Adrenalin in meinen Körper wie früher vor einem wichtigen Boxkampf, wenn ich wusste, dass es gleich um alles gehen würde. Gewinnen oder verlieren.

„Kopf oder Arsch!“, hatte Kasper immer gesagt. „Entweder geht du mit erhobenem Kopf aus dem Ring oder du bist auf den Arsch gefallen, dann stehst du wieder auf und machst weiter. Das ist nicht dasselbe wie einen Kampf zu gewinnen oder zu verlieren, den gewinnst oder verlierst du ganz woanders.“

„Also, Alter!“, sagte Lysander, „Das Zeug lässt du jetzt mal schnell im Klo verschwinden. Ich kümmerge mich um den Schatten und dann holst du deine Aussage bei der Polizei nach und versuchst deinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen und vielleicht Bewährung zu bekommen, oder?“ Er schaute mich und Stephan an.

„Und wenn sie den Stoff beim Schatten finden würden?“, fragte ich.

„Keine schlechte Idee, aber deine Aussage musst du trotzdem machen, es sei denn, du willst dich weiter verstecken!“ Lysander sah mich kalt an. Diesen Gesichtsausdruck kannte ich von damals, als ich die Wahl hatte, mich selbst wegen Dopings anzuzeigen, dann wäre mir der Sieg unseres Kampf aberkannt worden und er zum Sieger erklärt worden. Damals hatten mein riesiges Ego und meine Feigheit und Angst vor den Folgen gesiegt. Heute nicht, ich wollte ihn nicht noch einmal enttäuschen, dafür war zu viel passiert und mir war der Kiosk mit seinen Menschen, zu denen besonders Roland zählte viel zu wichtig geworden.

„Also?“ Lysander stellte die Frage noch ein letztes Mal in den Raum. Das hörte ich deutlich. Ich reichte ihm die Tüte. „Wie lange braucht ihr?“

„Gib uns einen Vorsprung von einer Stunde, dann ruf die Polizei an!“ Er drehte sich herum und wollte los.

„Hey, warte!“, sagte Stephan. „Ich komme natürlich mit!“

Sie verließen meinen Kiosk und ich war mit meiner Entscheidung und meiner verfluchten Angst wieder einmal alleine. Scheiße, was war ich für ein verfluchtes Weichei geworden! Ich machte den Kiosk zu, drehte das „Geschlossen“-Schild nach vorne und verschloss die Tür. Es fühlte sich an, als würde ich den ganzen Lügen die Tür vor der Nase zu machen und ihnen den Rücken zudrehen. Und dann sah ich der Wahrheit ins Gesicht. Das würde eine harter Kampf, vielleicht mein härtester, denn ich hatte nichts mehr im Haus, das es mir für den Moment leichter machen würde. Eine Stunde bis zum Anruf bei der Polizei. Das Würde ich schaffen. Ich ging nach hinten und dann in meine Wohnung. Der Boxsack würde mir helfen, wie immer, wie in allen Nächten der letzten Jahre ...

Kapitel 25

Das Leben verschwindet im Nebel

An diesem Morgen lag die Welt versteckt und verschwunden im Nebel. Ich mochte diese Zeit, wenn ich aus dem Fenster schaute und die Welt in dem Nebel nicht sehen konnte. Alles, was mir Angst machte, war nicht mehr da.

„Und was nicht da ist, kann dir keine Angst machen!“, hatte Konstanze immer gesagt. „Nebel ist etwas Schönes. Nebel lässt die Welt für einen Moment verschwinden und nur ganz langsam mit dem Tag auftauchen. Sie hatte mir mal ein tolles Bilderbuch gezeigt, das sie von einer befreundeten Buchhändlerin bekommen hatte. „Die Schneiderin des Nebels“.

Eigentlich ein Bilderbuch für viel jüngere Kinder, aber die Bilder waren toll gemacht und zwischen den Papierseiten waren durchsichtige Pergamentseiten, die für den Nebel standen. Ich mochte dieses Buch sehr gerne, auch wenn ich dafür längst zu alt war. Ich wollte es Scrabbie schon öfter zeigen, aber sie war immer noch so traurig, wenn es um Konstanze ging und an Konstanze wollte ich sie mit dem Buch nicht erinnern. Also, ließ ich es.

Der Nebel war heute doppelt gut. Ich konnte den Schatten darin verschwinden lassen und ich würde, weil heute ein neuer Spiderman-Comic rauskam, in den Kiosk gehen müssen. Ich hatte mir auf meinem Handy schon einen Umweg rausgesucht, damit ich nicht noch einmal die Treppen entlang musste und vielleicht nochmal dem Schatten begegnete. Da konnte mir dann die Jesus-Familie da oben am Ende der Treppe auch nicht helfen. Meine Mutter war einkaufen und ich wusste, dass sie nicht wollte, dass ich alleine rausging, aber ich wollte unbedingt und die Schneiderin des Nebels würde mich auf dem Weg schützen. Sie würde mir einen Kapuzenpulli weben, der mich stark und unsichtbar machte.

Scrabbie meldete sich wieder mal nicht. Ich hoffte, dass das nichts mit dem Kuss zu tun hatte, denn den fand ich eigentlich ganz gut und würde das nochmal mit ihr ausprobieren wollen. Dass sie sich nicht meldete, das fand ich doof, aber leider machte sie das öfter. Ich versuchte mich daran zu gewöhnen, denn heute hätte ich ihr gerne vom Schatten erzählt. Ich schickte ihr eine Nachricht: Bin bei Gustav, neuer Spiderman-Comic. Vielleicht hast du ja Zeit vorbeizukommen. Ich steckte mein Handy in meine Hosentasche, setzte die Kapuze auf und zog meine Jacke darüber. Geld hatte ich in der anderen Hosentasche und den Haustürschlüssel auch. Ich zog die Haustür zu, ging durch den Flur, legte die Fußmatte unterhalb der letzten Stufe gerade und verließ das Haus.

Der Nebel veränderte den Weg, den ich kannte, aber zum Glück hatte ich mein Smartphone, das mich durch den Nebel führte. Ich wunderte mich, wie schnell ich zum Kiosk gelangt war, aber am frühen Samstagmorgen waren noch nicht viele Menschen unterwegs. Erst, als ich ganz kurz vor der Fußmatte vor Gustavs Kiosk stand, konnte ich erkennen, dass sie richtig lag. Wow, das war das erste Mal, seitdem ich hierherkam. Ich ging einen Schritt über sie hinweg und auf die erste Stufe, öffnete die Tür und stand im Laden. Ich schaute auf das Regal und entdeckte den neuen Comic. Ich ging zum Regal, nahm das Heft heraus, legte das darunter wieder zurecht und ging zur Kasse. Erst da merkte ich, dass etwas anders war.

Ich schaute auf.

„Hallo Roland!“, sagte Lysander. Das war nicht Gustav. Ich erkannte Lysander, aber ich erschreckte mich, weil hier sonst immer Gustav stand, nicht Lysander.

„Nicht Lysander. Nicht Lysander. Nicht Lysander.“, wiederholte ich. Aber das musste ich nicht so oft machen, weil meine Wiederholungen durch den Duft von Kakao gestört wurden.

Kakao?

„Möchtest du einen? Ich habe mir gerade einen gemacht?“, fragte Lysander.

Ich nickte. „Erst den Comic. Hier ist das Geld und dann gerne einen Kakao, aber bitte da an den Tisch, geht das?“

„Natürlich geht das!“

Ich ging zum Tisch am Fenster, legte den Comic an die rechte Tischkante und steckte meine Hand in die Tasche, um die Stifte rauszuholen, aber dann fiel mir die wichtige Frage ein, die ich bei allem, was gerade neu war, nicht gestellt hatte. Ich nahm die Hand wieder aus der Jackentasche und stellte die Frage.

„Wo ist Gustav?“

„Gustav musste was Wichtiges erledigen. Das hat mit dem Schatten und Konstanze und der Nacht zu tun, in der sie starb.“ Lysander stellte die Antwort mit dem Kakao ganz behutsam auf den Tisch und blieb stehen. Das fand ich gut, denn auf einmal wurde mir kalt. Ich hatte Gänsehaut. „Du musst keine Angst mehr haben. Gustav und ich haben uns um den Schatten gekümmert, damit er dir nie wieder Angst macht.“

„Wie habt ihr das gemacht?“, fragte ich trotz meiner Angst, die neben dem Kakao schon ein wenig kleiner geworden war.

„Darf ich mich dazu neben dich setzen?“ fragte Lysander und ich nickte und er stellte den Hocker genau richtig und nicht zu nah neben mich.

„Gustav hat endlich die Wahrheit gesagt. Und die macht manchmal so große Angst, dass man vor ihr davonläuft. Kennst du das?“

„Ja, meine Angst ist auch oft ganz groß, aber Nebel hilft, denn dann ist sie nicht da, weil ich sie nicht sehe!“

Lysander lachte leise. „Ja, das kann helfen, eine gute Idee, Ist das deine Idee?“

„Nein, die Idee ist von Konstanze. Konstanze hatte immer solche Ideen. Und ...“ Ich stockte kurz, weil ich den Schatten und die Angst wieder zusammen sah.

„Und ...?“ Lysander stellte die Frage wieder ganz vorsichtig neben mich und ich spürte, dass die Antwort keine Eile hatte und es auch o.k. wäre, wenn sich die Antwort immer noch nicht trauen würde.

„ ... ich habe den Schatten gesehen!“, sagte ich.

„Du meinst, als er dir gestern Abend unten an der Treppe neben C&A Angst gemacht hat?“

„Woher?“ Ich schaute ihn überrascht an. „Nein, nicht da. Ich meine ...“ Jetzt brauchte ich doch wieder ein wenig mehr Zeit. Ich trank einen Schluck Kakao und dann hatte ich eine gute Idee. So eine gute, wie sie sonst immer nur Konstanze oder Scrabbie hatten.

Ich begann zu zeichnen. Lysander stand auf und bediente ein paar Kunden, die etwas kaufen wollten.

„Hallo Otte, wieder aus dem Krankenhaus raus?“, hörte ich Lysander sagen und dachte, auch wenn er Lysander war, sprach er doch mit den Leuten, als sei er Gustav.

„Ja, hat sich ja nicht viel verändert hier. Bis auf dich, wo ist Gustav?“, fragte er.

„Der erzählt die Wahrheit!“, sagte ich laut.

Otte drehte sich zu mir rum. „Der ...!“ Er stoppte sich im Reden und sagte nicht das, was er eigentlich sagen wollte. Ich spürte aber, dass es nichts Nettes geworden wäre. Aber, wenn Otte sich selber bei so etwas stoppte, dass er immer aus Gewohnheit tat, dann musste etwas Gutes bei ihm passiert sein. Er kaufte nämlich auch nur Zigaretten und kein Bier.

„Hier für dich!“; sagte ich und reichte ihm eine Skizze, die ich gerade von ihm gemacht hatte, als er die Zigaretten gekauft hatte.

„Für mich?“, fragte er verblüfft, kam einen Schritt näher und nahm das Blatt Papier an. Seine Hand zitterte ein bisschen, aber sah nicht mehr so grau im Gesicht aus.

„Ja, natürlich für dich!“, sagte ich, „weil du heute so nett bist.“

Er hustete und das klang noch nicht gut. „Danke!“, sagte er und ich sah eine Träne in seinem linken Auge, aber vielleicht habe ich auch etwas gesehen, was gar nicht da war, wegen des

Nebels, der ja heute alles Böse versteckte und alle irgendwie verwandelte. Gustav war im Nebel verschwunden, um die Wahrheit zu sagen. Lysander war aus dem Nebel aufgetaucht und hatte sich um den Schatten gekümmert. Und Otte fand sein Bier im Nebel nicht mehr und kaufte heute nur Zigaretten. Ein seltsamer und schöner Tag mit Kakao. Ich hatte meinen schon ausgetrunken und Scrabbie war immer noch nicht da. Mist!

Da, eine Nachricht. Konstanze hätte jetzt gesagt, wenn man an jemanden dachte und der dann an einen schrieb: „Das ist Schicksal!“ Es war nicht Scrabbie. Meine Mutter und nicht das Schicksal. Roland, wo bist du? Ich mache mir Sorgen!

Ich bin im Kiosk. Soll ich dir eine Zeitschrift mitbringen? Ich wusste, dass sie sich jetzt weniger Sorgen machte.

Ja, aber zum Mittagessen bist du wieder zuhause!

O.k..

Da hatte ich noch Zeit. Vielleicht kam Scrabbie ja dann noch vorbei. Sie schlief am Wochenende ja immer länger, weil sie nachts so lange las und das Buch, wenn es gut war, erst aus der Hand legen konnte, wenn sie es ausgelesen hatte. Das konnte ich nicht, ich schlief immer gut ein und las das Buch am nächsten Morgen. Kein Problem für mich.

„Wartest du auf Scrabbie?“, fragte Lysander und grinste.

Ich wurde ein wenig rot und nickte.

„Ja, sie ist ein tolles Mädchen, aber ein wenig ...“ Lysander unterbrach sich selbst.

„...anstrengend, wie Konstanze!“, sagte ich und Lysander lachte laut.

„Ja, das passt! Noch einen Kakao. Ich gebe noch einen aus.“ Lysander hatte einen riesengroßen Topf Kakao gemacht. So einen hatte ich schon mal auf dem Weihnachtsmarkt mit Glühwein gesehen. Unten war ein kleiner Hahn, aus dem kam der Kakao, wenn Lysander ihn aufdrehte. Kakao bekam heute jeder, der ihn wollte. Einige, die sonst immer Bier tranken, nahmen tatsächlich einen Kakao. Otte nicht. „Mein Magen verträgt den leider nicht, aber danke!“ Otte hatte tatsächlich danke gesagt.

„Das Bild. Ich habe die Antwort gemalt, weil ich es nicht sagen kann!“, sagte ich und Lysander setzte sich neben mich und schaute auf das Bild. Ich sah ihn an und jetzt war ich sicher, er hatte eine Träne im Auge. „Wow, Roland, danke, damit wirst du Gustav helfen und der Schatten wird noch größere Probleme bekommen! Darf ich?“. Er hob die Hand und legte sie kurz und fest auf meine Schulter. Das war o.k., war ja auch nicht zu lange.

„Du hast mir ein tolles Geburtstageschenk gemacht!“

„Du hast heute echt Geburtstag?“, fragte ich, dann verstand ich. „Deshalb der Kakao. Du beschenkst heute die Leute, das ist mal eine coole Lysander-Idee!“

„Ja, aber nicht verraten!“ Er stand auf. „Ich glaube, du bekommst Besuch!“

Ich schaute auf. Scrabbie. Endlich. Ich drehte mich zu meinem Bild um und tat so, als hätte ich sie nicht gesehen. Sie sah blass aus. Und trotzdem musste ich an das Sommerkleid aus meiner Geschichte von Konstanze denken, in dem sah sie bestimmt toll aus. Vielleicht schenkte ich ihr so eins im Sommer, wenn sie Geburtstag hatte.

Kapitel 26

Konstanzes Tagebuch III – Konstanzes Geheimnis ist längst keins mehr

Ich hatte nach dem Gespräch gestern sehr schlecht geschlafen, war schon sehr früh ohne Abendbrot schlafen gegangen und hatte trotzdem den halben Vormittag verschlafen. Meine Mutter ... Ich seufzte. Ja, meine Mutter. Diese Worte klangen natürlich heute ganz anders als gestern noch. Sie hatte mich ausschlafen lassen und mir ein Frühstück gemacht. Sie hatte mir sogar vor Arbeitsbeginn frische Brötchen geholt und einen Zettel hingelegt. Das hatte sie schon lange nicht mehr gemacht.

„Liebe Scrabbie,

ich wollte dich nicht wecken, mach es dir gemütlich heute Morgen. Wenn du magst, können wir heute Abend mal wieder Donna Leon zusammen schauen. Ich mag die Filme auch wenn ich lange nicht mehr mit dir geschaut habe.

Deine Immer-Noch-Mama.“

Ich machte mir einen Tee und setzte mich, in meine Kuschedecke gewickelt, an den Küchentisch. Das Tagebuch von Konstanze hatte ich mitgenommen. Ich begann zu lesen:

„Und betrunken war ich auch. Aber nicht vom Alkohol, sondern vom Leben und dem, was es anscheinend mit mir vorhatte.“

Ich fragte mich, ob ich das erste Mal in meinem Leben betrunken sein musste, um die nächsten Texte von Konstanze zu lesen. Was sollte mich also noch umhauen?

Meine Mutter hatte mir die Wahl gelassen, ob ich ihre Texte für mich alleine lesen oder bis zu ihrem Feierabend warten wollte, damit sie in der Nähe war. Ich wollte sie alleine lesen, denn ich war nicht alleine und das Gefühl, das ich seit unserem Kakao-Gespräch hatte, machte es mir leichter. Irgendwie macht es mir das Weiterlesen leichter, aber auch wieder nicht, denn würde Konstanze noch leben und ginge es hier nicht um sie würde ich zu ihr gehen und sie würde mich beruhigen und mir gut zureden. In meiner Erinnerung und der Welt vor der Wahrheit auf jeden Fall. Oft genug hatte sie mir dann den Kopf gewaschen und mir gesagt, ich solle mich doch nicht so anstellen. In dieser Welt war sie nicht meine Mutter gewesen. In der neuen Welt konnte ich ihr keine Fragen mehr stellen. Ich konnte Antworten auf meine Fragen vielleicht nur zwischen und hinter ihren Zeilen finden, die in diesem schwarzen Stiefelkarton gesammelt waren. Also, atmete ich einmal tief durch und las weiter,

denn anstellen wollte ich mich nicht. Ich hatte angefangen, ihre Bücher zu lesen und würde jetzt weitermachen.

Keine gute Voraussetzung, um über existentielle Dinge zu sprechen. „Oder gerade genau die richtige Grundstimmung, um das Leid dieser Welt mal ein Glas lang untergehen zu lassen. Ich kann die meisten, die hierherkommen schon sehr gut verstehen!“, sagte Marlene immer, die so selten trank, dass sie schon nach einem Glas Wein oder Bier angetrunken war und die Welt gleich mit völlig anderen Augen sehen konnte.

Ich hatte nur einmal erlebt, dass sie wirklich richtig betrunken war. Und zwar an dem Abend, als ich ihr erzählte, dass ich nach meinem letzten Aufenthalt in der Klinik überlegte mein Kind nach der Geburt sofort zur Adoption freizugeben.

„Du machst, bitte, was?“, hatte sie gerufen. „ich dachte, du freust dich über das Kind, auch wenn es ungeplant ist. Was zur Hölle ist in der Klinik passiert!“ Sie sah mich an, als hätte ich einen Schaden, als wäre irgendetwas nicht in Ordnung mit mir. War es ja auch nicht. Also, nicht mehr, als sonst auch nicht, aber ich hatte mich nach vielen wachgelegenen und durchheulten Nächten dazu durchgerungen und einen Plan ausgetüftelt. Ich wollte ihr von der übergroßen und zeitweise nicht mehr zu kontrollierenden Angst und meiner Panik erzählen, dass ich mir nicht zutraute eine gute Mutter und überhaupt Mutter zu sein. Ich erzählte sie ihr nicht, ich hatte sie endlos wiederkehrenden Sitzungen meiner Therapeutin davon erzählt und war es leid. Angst geht nicht durch reden weg. Angst musste frau sich stellen und sie bei den Hörnern packen.

„Und, was ist mit dem Vater?“ Marlene wollte es ganz genau wissen. Ein wenig kam ich mir wie eine Klientin von ihr vor. Damit hätte ich rechnen müssen, hatte ich irgendwie auch, aber ich bereute es schon, mit dem Thema angefangen zu haben, aber es war aus mir herausgeplatzt, weil ich es bisher noch niemandem erzählt hatte.

„Was soll mit ihm sein?“, fragte ich so, als wüsste ich nicht, was sie meinte.

„Tu nicht so selten naiv, das steht dir nicht. Du weißt genau, was ich meine. Will er das Kind nicht, oder ...“ Sie schaute mich an. „Er weiß es gar nicht, oder?“

„Nein, er weiß es nicht und er wird es auch nicht erfahren.“ Ich holte kurz Luft und fügte den nächsten Satz sehr viel leiser noch hinzu: „Wir sind auch nicht mehr zusammen.“

„Warum nicht?“, fragte Marlene genau so leise.

„Er hatte mir vor der Klinik versprochen mit seinen Geschäften aufzuhören, doch er tut es nicht, sagt, er kann und will es nicht. Und einen solchen Vater möchte ich nicht für meine Tochter.“

„Du meinst das ernst, oder? Dann gibst du dein Kind lieber Wildfremden, oder hast du das auch schon geregelt. Du hast es geregelt, denn sonst würdest du heute nicht so ruhig vor mir sitzen!“ Marlene schüttete ihre Kaffeetasse mit einem Cognac voll.

„Vorsicht, du verträgst nicht viel!“, warnte ich sie.

„Ja, stimmt, das vertrage ich nicht. „

„Also, gibt es schon Adoptiveltern?“

„Ja.“ Ich hielt kurz inne. Es hatte mich getreten. Genau jetzt, als ich sagen wollte, zu wem es kommen und zu wem es fortan gehören wird. „Es wird es gut haben bei ihr und ich werde die Patentante, das war die Bedingung!“

„Von wem redest du?“ Marlene schaute mich verständnislos an.

„Gabriele!“

„Deine Schwester Gabriele. D-i-e Gabriele!“ Ihre Stimme überschlug sich. „Das macht das Jugendamt niemals mit!“

„Doch, haben sie schon!“

Marlene trank die Tasse mit einem Schluck aus, schüttelte sich und dann völlig unerwartet mich. Ich war total überrascht und wollte sie wegdrängen, doch sie ließ mich nicht los.

„Du gibst deiner Schwester, die keine Kinder kriegen kann, dein Kind! Warum, Konstanze, warum? Weil sie ein Vorzeigeleben führt? Weil sie studiert hat? Hast du auch. Du hast es beendet, sie ihr BWL-Studium nicht. Sie arbeitet jetzt in dieser Bäckerei. Wieso, ich verstehe es einfach nicht!“ Marlene holte Luft, ließ mich los und setzte sich wieder.

„Ich ...“ Ich konnte nicht mehr weiter. Die Anspannung und Angst der letzten Wochen und Monate brach einfach aus mir heraus. Meine Angst war übergroß. So sollte das Kind mich niemals erleben müssen. Das spürte ich und wusste ich. Doch was ich Marlene sagte, war etwas anders.

„Ich habe mir selbst die Karten gelegt und sogar eine Kollegin zu Rate gezogen, die auch zu keinem anderen Ergebnis kam wie ich. Ich will noch so viel und alles, aber keine Mutter werden und keine Mutter sein. Das bin ich nicht, Gabriele ist es!“ Das glaubte ich auch und wenn schon jemand mein Kind aufziehen sollte, dann sie. Es würde es gut haben bei ihr und sie würde sich kümmern, das hatte sie mir versprochen. Ich blieb die Patentante, nah dran,

aber ohne die lebenslange Verantwortung, die mir nach der Nachricht, dass ich schwanger war, in die größte Angst gestürzt hatte, die ich bisher erlebt hatte.

„Die Sache mit dem Jugendamt ging relativ schnell. Mein Beruf und mein Ruf reichten aus, mich glaubwürdig als Mutter in Frage zu stellen und das auf meine ältere, verantwortungsbewusste Schwester Gabriele zu übertragen.“

Ich musste Marlene an diesem Abend ins Bett bringen. Sie hatte noch zwei Tage später einen Kopfschmerzen und machte seitdem einen großen Bogen um Cognac.

Ich hörte auf zu lesen, weil ich vor lauter Tränen nichts mehr lesen konnte. Die Buchstaben und Worte verschwammen vor meinen Augen. Drei vollgeschriebene Seiten, mehr ging gerade nicht. Es war so ganz anders, als das Gespräch mit meiner Nicht-und-doch-Mutter. Es klang wie eine traurige Geschichte. Nur, war es meine. In dem Moment kam die Nachricht von Roland und ich war froh über die Ablenkung.

Kapitel 27

Scrabbie, das Sommerkleid und die neue Mutter

„Hallo Roland. Schön dich zu sehen!“ Scrabbie lachte ihn an.

„Hallo Scrabbie!“, sagte Roland, ohne von seiner Zeichnung aufzusehen.

„Hey Roland, ich weiß, ich habe mich gestern nicht gemeldet, aber ich hatte ziemlich viel um die Ohren. Möchtest du wissen, was?“ Ich stutzte, als Lysander hinter der Theke auftauchte.

„Hallo Scrabbie!“, sagte er und grinste. „Schön dich zu sehen!“

„Na, wenigstens einer, der sich freut mich zu sehen! Was machst du hier? Wo ist Gustav?“

„Der sagt die Wahrheit!“, antwortet Roland.

„UND, was heißt das? Meine Güte, machte es doch bitte nicht so spannend!“ Ich schaute von Roland zu Lysander und von Lysander zu Roland.

„Darf ich Scrabbie das Bild zeigen, bevor die Polizei das abholt?“

Roland nickte. „Na klar!“

„Na, dann komme mal rüber! Ist kein einfaches Bild, es ist aus der Nacht, als Konstanze starb!“

„Meine Güte, Konstanze ist anscheinend überall, wo ich hinkomme. Das ist ja schlimmer als früher, als sie noch gelebt hat!“ Ich stöhnte. „Zeig es mir. Ich habe schon eine Menge in ihren Büchern gelesen. Mich kann nichts mehr schocken!“

„Da wäre ich mir nicht so sicher. Möchtest du vorher einen Kakao?“

„Oje, Kakao bedeutet üble Sache! Das habe ich in den letzten Tagen durch!“

Ich schaute mir das Foto an und sofort schnürte es mir die Kehle zu. Da lag Konstanze am Fuß der Treppe, seltsam verdreht, das Blut am Kopf und oben, oben, da stand der Schatten.

„Ist das ...“ Ich kam nicht weiter. „Ist das echt?“

„Ja, so habe ich es in der Nacht gesehen!“, sagte Roland.

„Und Gustav ist bei der Polizei, um auszusagen, was er gesehen hat, aber das ist eine lange Geschichte und die kann er dir nur selbst erzählen.“

„Ich glaube, einen Teil habe ich schon gelesen. Du meinst, den Schatten, der sie auch bedroht hat.“

„Ja, nicht nur Konstanze. Roland hat er auch bedroht, gestern Abend!“

Ich schaute Roland entsetzt an. „Wieso sagst du denn nichts?“, fragte ich und setzte mich neben ihn. „Alles gut bei dir?“, fragte ich besorgt.

„Ja, Lysander hat sich darum gekümmert und Gustav erledigt den Rest.“ Roland klang wie eine Junior-Kreuzung zwischen Gustav und Lysander.

Ich schaute ihn an. Mann, tat der cool! O.k., das konnte er haben. „Na, dann, ist ja alles cool!“, sagte ich, stand auf und setzte mich an die Theke zu meinem Kakao.

„Und bei dir so?“, fragte Lysander und grinste mich an.

Ich schaute ihn an und spürte, dass seine Frage wirklich ernst gemeint war.

„Wusstest du es?“, fragte ich direkt.

„Was meinst du?“, fragte er und seine Überraschung schien echt.

Ich drehte mich um. Außer dem coolen Roland war niemand im Kiosk.

„So geheim?“, flüsterte Lysander mit einem Augenzwinkern.

„Nein, nur meine Welt verändernd!“, sagte ich. „Konstanze, also Konstanze ...“ Mist, mir kam zwar ihr Name, aber noch immer nicht die Wahrheit über die Lippen.

„Ja, Konstanze ...?“ Lysander versuchte mir eine Wort-Brücke zu bauen. Ich atmete noch einmal tief durch. „... ist meine Mutter!“ Es war raus. Ich hatte es ausgesprochen, das erste Mal.

„Wow!“, sagte Lysander.

„Wow!“, sagte Roland.

„Wow, er spricht ja doch!“, sagte ich und prostete Roland mit meinem Kakao zu.

Roland schaute mich lange an und grinste verlegen.

„Hat deine Mutter dir das erzählt?“, fragte er.

„Ja, das hat sie. Und es ist ihr sehr schwergefallen, aber es war einer der schönsten Momente, die ich mit ihr erlebt habe, denn sie ist und bleibt meine Mutter.“ Ich rührte in meinem Kakao, wie gestern. Das war gerade einmal einen Tag her. Ich glaube, Kakao würde ich jetzt immer mit dem Gespräch mit meiner Mutter verbinden. Und, ich mag Kakao trotzdem noch sehr gerne.

„Dann hast du gewissermaßen eine Arecibo-Botschaft erhalten.“, sagte Roland.

„Eine was?“, fragte ich.

„Also, die Arecibo-Botschaft ist eine Botschaft von der Erde an mögliche Außerirdische in Form eines Radiowellen-Signals. Und deine Botschaft von deiner Mutter und Konstanze ist ähnlich wichtig, auch wenn du keine Außerirdische bist!“

Ich hätte ihn glatt wieder küssen können, weil er deine Mutter und Konstanze gesagt hatte. Aber, ich tat es nicht, dafür war er vorhin einfach zu blöd-cool gewesen. Ich nickte nur.

„Ja, nee, ist klar, Roland!“, lachte ich. „Ich möchte trinken, was er hat!“, sagte ich zu Lysander.

„Du trinkst es schon. Roland hatte auch nur Kakao, genau wie du!“

„Er hat nämlich Geburtstag heute!“, sagte Roland.

„Roland, du Verräter!“, rief Lysander, das sollte ein Geheimnis bleiben.

„Echt!“, sagte ich. „Herzlichen Glückwunsch, Lysander und danke für den Geburtstagkakao!“

„Hier, mein Geburtstagsgeschenk für dich!“ Roland überreichte ihm ein Bild, auf dem zu sehen war, wie er mir den Kakao anrührte. Natürlich war ich auch auf dem Bild zu sehen.

Was trug ich denn da? Ich schaute noch einmal hin. Roland hatte mich in einem Sommerkleid mit Spaghettiträgern gemalt. Lysander trug auf dem Bild das, was er anhatte, ein schwarzes Jeanshemd.

„Was, zur Hölle, hast du da gemalt?“, fragte ich wütend.

„Alter, jetzt sieh mal zu, wie du aus der Nummer wieder rauskommst!“ Lysander hob beide Hände. „Und lass mich da raus!“

„Ich höre!“ Ich stellte mich vor Roland auf.

„Ich kann das erklären!“, sagte Roland kleinlaut. Er setzte gerade an, als die Tür aufging. Gustav kam herein, sah uns und sah uns nicht. Er sah kreidebleich aus, so, als hätte er nächtelang nicht geschlafen.

„Kannst du noch bis heute Abend übernehmen?“, fragte er Lysander. Der nickte.

„Und?“, fragte er.

„Nicht jetzt!“, sagte Gustav mit einem Blick auf uns.

„Hallo Gustav. Natürlich! Ignorier uns ruhig! Wir sind ja noch klein und doof und wissen nichts von deinen Geschäften mit dem Schatten!“ Ich hatte die Schnauze voll von coolen Typen, die so taten als hätten sie alles im Griff und hatten doch nichts im Griff. Und, noch mehr von Frauen, die glaubten mich mit ihrer Wahrheit beschützen zu müssen.

„Lass gut sein, Scrabbie!“ Lysander versuchte zu vermitteln.

„Nein, ich lasse es nicht gut sein. Wegen wem ist Roland denn bedroht worden? Ich habe keinen Bock mehr auf Erwachsene, die ihr Leben nicht auf die Kette kriegen und wir müssen es dann ausbaden! Ich dachte, du wärst Boxer! Verflucht, Mann, du warst mal mein Vorbild!“ Ich funkelte ihn an und wenn ich jetzt mit ihm im Boxring stehen würde, würde ich ihn, ohne Rücksicht auf sein Können, angreifen und blindlings auf ihn einschlagen.

Er sah mich nur an und in diesem Blick sah ich so viel Traurigkeit, da hatte Wut auf mich und meinen Zwergenaufstand überhaupt keinen Platz. Er regierte überhaupt nicht, das erschreckte mich am meisten.

„Scrabbie, ich bin müde. Wir reden morgen ...“ Ich wollte schon wieder loslegen, als er die Hand hob. „Versprochen, ja?“

Ich setzte mich und hätte am liebsten die Tasse durch den Raum gefeuert.

„Scrabbie?“

„Ja?“, fauchte ich Lysander an, der mir gerade recht kam, aber am wenigsten etwas für meine Wut konnte.

„Er macht gerade seine ganz persönliche Hölle durch und gerade du solltest am besten wissen, was das heißt, also bitte etwas mehr Respekt vor dem, was andere gerade durchmachen und was auch mal nichts mit dir zu tun hat!“ Ich wurde knallrot, weil ich wusste, dass er recht hatte. „Tschuldigung!“, murmelte ich.

„Entschuldige dich morgen selbst bei ihm!“. Lysander ließ mich da sitzen und bediente andere Kunden.

Roland hatte die ganze Zeit nichts gesagt. „Hier, für dich, damit du nicht mehr so bist!“, sagte er. „Das macht mir Angst und das Kleid sollte ein Geburtstagsgeschenk für dich im Sommer werden. Ich weiß jetzt aber nicht mehr, ob ich es dir schenken will, wenn du so gemein bist wie ...“ Er überlegte kurz. „... Konstanze manchmal war, dann konnte ich sie auch nicht leiden!“

Ich nahm das Bild und sah in einen gemalten Spiegel. Was ich da sah, sorgte dafür, dass ich mich in Grund und Boden schämte.

„Ich gehe jetzt. Bis bald, Lysander. Bis Montag, Scrabbie.“ Roland packte seine Sachen und verließ den Kiosk.

Ich hielt immer noch das Bild in den Händen. „Bin ich wirklich so ... wie sie?“, fragte ich zerknirscht.

„In solchen Momenten erinnerst du mich an sie, aber auch an Gustav, der kann das auch. Vermutlich ist für euch beiden Boxen genau das Richtige. Vielleicht solltest du mehr in ihren Tagebüchern lesen. Vielleicht verstehst du dann mehr von dem, was gerade passiert.“

„Ja, vielleicht hast du recht! Danke fürs Kopf waschen!“, grinste ich Lysander unsicher an.

„Immer wieder gerne!“, sagte er und grinste zurück.

Ich drehte mich herum und verließ nachdenklich den Kiosk. Zuhause wartete ein Schuhkarton voller Antworten auf Fragen, die ich vermutlich nie gestellt hätte.

Kapitel 28

Gustav räumt auf und steigt noch einmal mit dem Schatten in einen anderen Boxing

Und wieder einmal geht ein neuer Boxkampf außerhalb des Rings zu Ende und bringt unterm Strich doch nur wieder neue Erkenntnisse über mich mit und zeigt mir, wo nur ich mich ändern kann, wenn ich noch weiter in den Spiegel schauen möchte, ohne, dass mich mein Spiegelbild anwidert. Ich wusste schon lange, dass ich so nicht mehr weiter machen konnte, aber immer gab es einen wichtigen Grund, eine noch wichtigere Ausrede und etwas anderes, was scheinbar wichtiger war als die Wahrheit. Die kalte, nackte Wahrheit bringt Klarheit. Sie knockt dich beim ersten Schlag aus und wirft dich ohne Gegenwehr auf die Bretter. K.O.. Leben vorbei. Ich kam von der Polizei und hatte meine Aussage gemacht. Hatte von dem Abend erzählt, als ich Roland bei Konstanz gefunden hatte und den Schatten oben an der Treppe stehen sah.

„Sie kommen aber nicht, weil sie plötzlich über Nacht ihr schlechtes Gewissen entdeckt haben?“, fragte der junge Polizist. der die Fragen, die er stellen sollte, noch von seinem erfahrenen Kollegen souffliert bekam. Der Ältere nannte ihn nur bei seinem Nachnamen Böttcher. Es war die Art, die nicht mich sah, nicht den Menschen, sondern den Verdächtigen, der Verbrecher und den, der schuldig war. Seine ganze Körperhaltung und seine Mimik redeten wortlos davon und ich fragte mich, wie er in seinem Job sein würde, wenn er den mehrere Jahre praktiziert haben würde.

„Ich habe zu lange gewartet, um die Wahrheit zu sagen. Ja, das ist die Schuld, die ich nur mit mir und meinem Gewissen ausmachen kann. Vielleicht würde Konstanz heute noch leben. Aber, ich kann heute versuchen zu verhindern, dass dem jungen Roland etwas Schlimmeres passiert, denn der wurde gestern bedroht.“

Der ältere Kollege, der Böttcher unterstützte, kannte ich, weil er früher schon mal bei Kasper gewesen war, ihm aber nie etwas harte nachweisen können, schaute mich an.

„Das ist das Bild, dass ich bis gerade in meinem Safe hatte. Der junge Mann ist in der Lage das, was er sieht sofort und wie ein Foto aufzuzeichnen.“ Ich holte das Bild aus meiner Hosentasche, faltete es auseinander und schob es Böttcher und dem Älteren hinüber. Ich hatte nur einen

kurzen Blick darauf werfen können, aber ich bekam bis heute immer noch Gänsehaut, wenn ich es sah. Ich hatte den Tod in meinem Leben nicht das erste Mal gesehen, aber dieses Bild hatte eine solche Eindringlichkeit, die mich immer wieder in die Situation dort in der Fabrik hineinwarf. Das geheime Treffen mit dem Schatten. Der belauschte Streit von Scrabbie und Konstanze. Mein Umweg, den ich nahm, um nicht von den beiden gesehen zu werden und dann Konstanzes Schrei und Rolands Sie fasste mich auf eine Weise an, die mir das Gefühl gab eine Welle würde mich mit voller Wucht überrollen, mich mit sich fortreißen und dafür sorgen, dass ich keine Luft mehr bekam und ertrank. Diesen Alptraum träumte ich seither jede Nacht. Ich wurde jedes Mal voller Panik schweißnass wach und konnte nicht wieder einschlafen. Jedes Mal trieb es mich dann an den Boxsack und ich schlug die Angst und die Panik aus meinem Körper, bis ich in den frühen Morgenstunden noch einmal in einen unruhigen Schlaf fiel.

„Ihre plötzliche Gesprächigkeit hat natürlich nichts mit der anonymen Anzeige und dem Fund der verbotenen Substanzen Epitrenbolon und Drostanolon im Fitnesscenter von Franz Schattek zu tun, den Sie beschuldigen, am Tatort gewesen zu sein?“ Ich musste fast über den spießig bürgerlichen Namen des Schatten grinsen, den ich so selten hörte.

„Kollege, lass mal gut sein.“, mischte sich der ältere Kollege ein, dessen Namen ich vergessen hatte. Erwin? Manfred? Heinz? Meinem Kopf und seinem Gedächtnis hatten die Schläge der zurückliegenden, aktiven Boxkämpfe nicht wirklich gutgetan. Ich wusste es nicht. „Sein Gewissen wird ihm sein ganzes Leben zusetzen, das reicht aus. Ich glaube, wir sollten heute froh darüber sein, dass wir endlich den großen Fisch an der Angel haben, Schattek. Den will ich nicht wieder verlieren und dabei wird das Bild und vielleicht die Aussage des Jungen von Bedeutung sein.“

„Aber ...“, widersprach der jüngere Polizist, der sich anscheinend gerade in seiner Rolle wohlfühlen schien.“

„Kein Aber.“ Erwin-Manfred-Heinz beendete das Verhör, das nicht wirklich eins gewesen war und scheuchte den jungen Kollegen mit seinem bekritzelten Block aus dem Zimmer. „Sie sind Ihrem verstorbenen Vater sehr ähnlich. Wenn Sie auch etwas länger für die Wahrheit gebraucht haben! Sehen Sie zu, dass wir uns hier nicht mehr wiedersehen du haben Sie ein Auge auf den Jungen!“ Er zwinkerte mir zu.

Sie ließen mich wieder gehen. Zweifelten natürlich an meiner plötzlichen Gesprächigkeit, dem Fund der verbotenen Substanzen in Schatteks Fitnessstempel und glaubten mir meine Besorgnis über die Bedrohung von Roland noch am ehesten. Für nichts davon hatten sie

Beweise. Und sie würden dank Lysander und Stephan auch keine finden. Ich war noch einmal mit einem bis zwei blauen Auge davongekommen.

Als ich rauskam und die frische, kalte Novemberluft einatmete, kam Marlene auf mich zu. Ihr Gesicht versprach nichts Gutes. Bevor ich wusste, wie mir geschah, hatte sie sich schon auf die Zehenspitzen gestellt und mir links und rechts zwei gepfefferte Ohrfeigen verpasst. „Du Idiot!“, rief sie und küsste mich dann auf den Mund.

„Äh ...“, war alles, was ich Sinnvolles sagen konnte.

„verflucht nochmal Gustav, wieso kannst du nicht mal den Mund aufmachen, wenn du Hilfe brauchst? Wieso musst du immer den einsamen Wolf und Helden spielen. Steht dir nicht.“ Sie funkelte mich wütend an. „Brauchst du einen Anwalt?“

Ich schüttelte stumm mit dem Kopf.

„Einen Entzug?“, fragte sie. „Hat Kasper das Zeug auch genommen du ist daran verreckt und niemand kam auf die Idee, das Teufelszeug in seinem Körper nachzuweisen?“

„Nein, damals war es nur ein Herzinfarkt eines alleinerziehenden Selbständigen, der zwischen Boxen und Kiosk hin und her pendelte und sich dabei noch um seinen Sohn gekümmert hat!“

„Na ja, nicht lange genug. Der Sohn hat ja selbst alle Hände voll damit zu tun, das Dreckzeug zu verticken und auch noch selbst zu schlucken!“ Sie sprach nicht leise. Wir standen hier vor dem Polizeipräsidium und diese Frau machte mich hier mitten auf der Straße zur Schnecke.

„Jetzt mal halblang. Woher weißt du überhaupt ...?“ Sie ließ mich nicht ausreden.

„Woher ich weiß, dass du das Zeug selbst genommen hast oder woher ich weiß, dass du hier bist? Die Antwort lautet zweimal Lysander, den du an seinem Geburtstag in deinen Kiosk für deine Vertretung eingesetzt hast. Schäm dich, Gustav!“

Tat ich, aber das reichte ihr längst nicht.

„Wenn du also noch einmal eine Nacht mit mir verbringen willst, Glatzkopf, dann sieh zu, dass du clean bist und bleibst!“ Sie drehte sich ohne ein weitere Wort herum und ging die Straße herunter in die Innenstadt.

Ich stand da wie der letzte Idiot, als ich Ernst-Manfred-Heinz neben mir bemerkte. „Du hast unverschämtes Glück, eine solche Frau zu kennen. Versau es nicht!“ Er grinste und stieg mit Böttcher in den abgestellten Polizeiwagen auf dem Parkplatz.

„Junge, im Leben lernst du auf eine meist sehr harte Weise wo die Menschen sind, auf die du dich wirklich verlassen kann, wo die Menschen stehen, die dieselben Dinge im Leben wertschätzen und mit Respekt behandeln und, wie wesentlich die innere und nach außen

gelebte Haltung eines Menschen ist. Freund oder Arschloch. Vielmehr gibt es nicht.“ Das hatte Kasper kurz bevor er starb oft gesagt und erst heute begriff ich, was das bedeutete und war mir nicht sicher, ob ich nicht wieder einmal alles verbockt hatte. Ich machte mich auf den Weg zum Kiosk.

[...]

Kapitel 29

Roland macht die entscheidende Aussage

Es klingelte an der Haustür.

„Roland, gehst du mal?“ rief meine Mutter aus der Küche. Als ich aus meinem Zimmer heraus, über den Flur und an der Küchentür vorbeiging, sah ich wie sie mit beiden Händen den Teig für das Spritzgebäck knetete. Teigkneten mochte ich nicht, das war mir zu schmierig und fettig, aber wenn sie den Teig ausgerollte hatte, stach ich den Teig mit den Förmchen aus, ohne den Teig mit den Fingern zu berühren. Früher hatten wir eine Küchenmaschine, die das machte, aber die hatte mein Vater mitgenommen, obwohl er nie damit geknetet hatte. „Ich glaube, dass er die bei ebay verkauft hat, weil er jetzt jeden Cent für seine neue perle braucht!“, sagt mein Bruder, der es nicht mehr so toll bei ihm findet, aber bei ihm bleibt, weil er alles kriegt, was er will.

Ich öffnete die Tür nicht, bevor ich auf das Display der Kamera an der Haustür geschaut und durch die Sprechanlage gefragt hatte: „Wer ist da, bitte?“ Vor der Tür standen zwei Polizisten. Das erkannte ich an der Uniform.

„Hier ist die Polizei, bitte nicht erschrecken, Wir würden gerne mit Herrn Roland Esser sprechen. Wir hätten da ein paar Fragen,“ sagte der Ältere von den beiden.

„Da sind zwei Polizisten, die wollen mit mir sprechen.“

„Waaaas!“, rief meine Mutter und ihre Stimme überschlug sich. Wenn ich bis drei zählte, würde sie mir ihrer ganzen Sorge sofort neben mir stehen. 1. 2. Da war sie schon.

„Roland, was hast du angestellt?“, fragte sie und trocknete sich noch schnell ihre Hände an dem Geschirrtuch.

„Nichts natürlich!“, sagte ich beleidigt.

Ich öffnete die Tür und vergaß vor lauter beleidigt-sein, dass ich gar nicht geschaut hatte, ob die Fußmatte richtig lag. Sie kamen trotzdem rein.

„Guten Tag, Frau Esser, Schwarz ist mein Name, das ist mein Kollege Böttcher. Wir würden uns gerne mit Ihrem Sohn unterhalten.“

„Ja, natürlich, kommen Sie bitte hier ins Esszimmer, In der Küche bin ich gerade am Backen.“

„Mmh, Spritzgebäck, oder?“, fragte der Herr Böttcher, als er an der offenen Küchentür vorbeiging und meine Mutter freute sich, dass er das fragte.

„Ja, Sie können gleich gerne die erste Fuhre probieren!“, sagte sie, „das dauert aber noch ein paar Minuten.“

„Die vierte Fuhre ist immer am besten!“, sagte ich.

„Ich glaube, so lange können wir nicht bleiben!“, lachte Herr Schwarz. Herr Böttcher sagte nichts. Der schaute so komisch wie Leute, die vergessen, dass sie in keinem Zoo sind und keine Tiere, sondern Menschen anstarren. Ich mochte ihn nicht.

„Können wir uns einmal setzen?“, fragte Herr Schwarz, der war nett. Die Stimme war echt, ruhig und nicht zu laut. „Gustav hat uns ein Bild von dir gezeigt, dass aus der Nacht stammt, in der du Konstanze in der Fabrik gefunden hast. Ich habe nur eine Frage an dich. Wenn du das malst, hast du das dann auch genau so gesehen?“, fragte er und faltete das Papier auseinander.

Meine Mutter unterdrückte einen entsetzten Ausruf. Sie hielt sich die Hand vor den Mund.

„Sie kennen das Bild nicht?“, fragte Herr Schwarz.

„Nein, ich sehe das Bild heute zum ersten Mal. Ich weiß, dass mein Sohn ein fotografisches Gedächtnis hat, aber das Bild kannte ich bisher noch nicht.“

Ich schaute mir das Bild an und schaute wieder weg. Es machte mich nervös, weil es mich erinnerte. Und die Erinnerung war rot. Wie das Blut an Konstanzes Kopf. Schwarz. So schwarz wie der Schatten. Ich stand auf und ging zum Fenster und kam wieder zurück.

„Rot und schwarz. Rot wie Blut und schwarz wie Schatten!“ Ich wiederholte die Wörter und meine Mutter versuchte mich zu beruhigen. Ich hörte auf ihre Stimme und konnte hinter dem Stuhl stehenbleiben.

„Also, Roland, nur eine Frage. Hast du das an dem Abend genau so gesehen?“

„Ja!“, sagte ich, drehte mich herum und ging in mein Zimmer. Dort setzte ich meine Kopfhörer und Kapuze auf. Das war besser. Ich hatte das alles so gesehen. Nur wollte ich das nicht mehr sehen. Konstanze war tot. Sie war die echte Mutter von Scrabbie und Scrabbie war immer traurig, wenn sie an Konstanze dachte. Ich wollte wieder andere Bilder malen, die nicht rot und nicht schwarz und nicht traurig waren.

Ich nahm das Buch aus dem Regal, das mir Lysander gegeben hatte, als wir in der Praxis waren. Ich schaute mir die Bilder an, die waren besser.

Als meine Mutter in mein Zimmer kam, setzte sie sich zu mir und ich nahm die Kopfhörer ab und auch die Kapuze.

„Hast du die alle gemalt?“ fragte sie und ich wusste, dass sie das längst wusste.

Deshalb sagte ich auch nichts dazu.

„Es kann sein, dass du eine Aussage bei der Polizei machen musst. Traust du dir das zu?“

Ich nickte. „Wenn ich das nicht sagen kann, kann ich es ja malen, das machen die im Gericht ja auch. Die zeichnen die alle mit Bleistift!“

„Hast du Lust, mir bei dem Spritzgebäck zu helfen. Du stichst aus und ich rolle den Teig aus?“

„Ja, ich komme sofort nach!“ ich setzte mich noch einmal an den Schreibtisch und malte das Bild, als meine Mutter gerade in der Küche war. Das ging schnell und ich legte es zu den anderen Zeichnungen, die sie von mir zu Weihnachten geschenkt bekam. Ich wusste, dass ihr die gefielen und die waren auch alle ohne rot und schwarz und Traurigkeit.

Kapitel 30

Konstanzes Tagebuch III - Konstanze und Kasper

Meine Mutter hatte Spätdienst in der Bäckerei und ich war zu neugierig, um nicht weiterzulesen. Und nach dem Anschiss von Lysander wollte ich wirklich verstehen, was gerade so schwierig war, überall, wo ich hinging. Ich fragte mich, ob ich doch mehr Gene von Konstanze hatte, als mir bewusst war. War ich wie sie? Ich legte mich aufs Bett und schlug das nächste Tagebuch auf.

„Alle Jahre wieder!“, murmelte ich leise vor mich hin. Sonst ging ich Silvester, wenn ich aus Venedig zurückkehrte, immer an einen Ort, an dem mich niemand kannte, keiner die Karten gelegt haben wollte und nicht einmal meine Erinnerungen und noch weniger meine Visionen sollten mich an einem solchen Ort vermuten. Sie versuchte das zu vergessen, was sie seit Jahren heimsuchte und nicht mehr losließ. Dieses Jahr brauchte sie etwas Vertrautes, etwas, das schon immer da war und auch im nächsten Jahr weiter da sein würde.

Ich lehnte mich kurz an die Straßenlaterne, schlang die Arme fest um meinen Körper und sah in den dunkelblauen Nachthimmel, der die Wolken über den Himmel jagte. Auf der anderen Straßenseite, hinter den parkenden Autos, sah ich sein hell erleuchtetes Schaufenster. Sein Kiosk war noch geöffnet. „Kaspars Kio ...“ Mehr war von dem Namen auf der verdreckten Glasscheibe nicht zu lesen. Ich trat fest von einem Fuß auf den anderen, stampfte die Kälte mit beiden Füßen, an denen ich Turnschuhe trug, in den Boden und überquerte die Straße.

Beim Näherkommen entdeckte ich ein scharfkantiges Loch in der Scheibe, das notdürftig mit einem Stück Pappe, abgedeckt worden war. Darum herum hatten sich von außen Dreckklumpen zu einem Gebilde zusammengelegt, ähnlich einem Herz, das in der Mitte auseinanderbricht.

„Hast du noch geöffnet?“ Ich war lange nicht mehr hier gewesen und stellte mich zusammen mit der Frage an die abgerundete Holztheke im Kiosk, die schon bessere Zeiten gesehen hatte. Die Tische waren allesamt leer. meine kalten Finger folgten einem der Kratzer auf der Theke, der der Sichel eines Mondes glich.

„Habe ich, aber nicht die ganze Nacht, also ich werde nicht alleine mit dir ins neue Jahr feiern. Setz dich also nicht an den Tisch am Fenster, da zieht es, der Glaser macht in dieser Nacht

keinen Notdienst!“ Kasper stand hinter der Theke und trug ein nicht mehr ganz weißes Hemd und einen Bart, der vor zwei Tagen vielleicht noch als Dreitagebart durchgegangen wäre.

„Du schon.“ Ich schaute ihn an.

Er sagte nichts und hielt mir dann die Speisekarte hin. „Möchtest du etwas essen?“

Ich schüttelte mit dem Kopf.

„Etwas trinken?“

Ich nickte.

„Ja, bitte einen großen Kakao mit viel Sahne und einem Hauch Zimt!“

„Na ja, Geschmack hast du ja immer noch, hoffentlich auch Geld!“

„Bist du noch immer nachtragend?“

„Nein, das bin ich nicht, ich bin Realist!“

„Na, das muss man...“ Ich machte eine Pause, um das Wort besonders zu betonen, „...wohl bei diesem offensichtlichen Gedränge.“

„Ah, die Zynikerin Konstanze, die mir in der letzten Stunde des miesen Jahres noch ins leere Haus geweht wird. Na, dann erlebe ich in der letzten Nacht des Jahres ja doch noch eine Sternstunde!“, sagte er, prostete mir mit meinem Kakao zu und stellte ihn unsanft auf die Theke. Der Kakao, der über den Tassenrand schwappte, hinterließ eine braune Spur und dann eine kleine braune Pfütze neben dem Keks.

„Ist hier immer so wenig los?“, fragte ich, grinste ihn an und tunkte den Keks in den Kakao, schloss die Augen und genoss den ersten süßen Geschmack des Kakaos. Ich spürte seinen fragenden Blick und öffnete nur zögernd die Augen. Sie zu schließen, um nicht mehr da zu sein, hatte mir als Kind auch nicht geholfen, doch für einen Schluck Kakao daran zu glauben, tat mir für einen Moment lang gut.

„Tust du mal wieder so, als ginge dich dein Leben nichts an? Hier kommen die Leute nur hin, wenn alle anderen Möglichkeiten ausgeschöpft sind.“ Er schüttete sich einen Jägermeister ein und schaute mich an. „Und, was treibt dich wirklich an diesen traurigen Ort!“ Er schüttelte sich und zeigte auf die leeren Stühle.

„Das Leben, das über den Dächern der Stadt mit den Wolken am Himmel vorüberzieht und mich hier zurücklässt.“ Ich fiel mit diesen Worten in meine Erinnerungen und in die ausgetrunkene Tasse Kakao.

„Das Leben also hat dich hierhergetrieben. Ein großes Wort für einen so umtriebigen Menschen.“ Ich zuckte zusammen. Was wusste er schon von meinem Leben und meinen

Visionen, die mich nachts nicht schlafen ließen, bis die Menschen bei mir waren und ich die Vision mit den Karten bannen konnte. Ich hätte nicht hierherkommen sollen. Er trank den Jägermeister auf Eis in einem Schluck weg.

„Ja, das Leben und so viel älter bist du ja auch nicht, auch wenn du so tust, als wärst du der Experte für das Leben, das dich gerade ganz schön alt aussehen lässt!“, antwortete ich und schaute ihn angriffslustig an.

„Moment Miss Neunmalklug, nur, weil es hier nicht so etepetete aussieht, ist das noch lange kein Grund sich sprachlich in meinen vier Wänden auszukotzen. Ein bisschen mehr Niveau, bitte. Auch einen Jägermeister? Geht aufs Haus, denn außer dir ist gerade niemand da, mit dem ich anstoßen kann!“ Er schüttete zwei Jägermeister auf Eis und reichte mir ein Glas.

Ich nahm es schweigend und schaute ihn an. Er sah immer noch gut aus. Sein Kopf war glattrasiert, was ihm ziemlich gut stand. Das Leben hatte sich außerdem schon tief in sein Gesicht eingegraben.

„Wenn es das Leben ist, das dich hierhergeführt hat, sollten wir auch auf genau das anstoßen. Auf das Leben...“ Er suchte kurz nach Worten und hob bei den Nächsten das Glas. „...wie es sein kann!“

„Ja, auf das Leben, wie es ist!“

„Ja, auf das Leben, wie es ist, wenn...“ Seine folgenden Wörter gingen in einem ohrenbetäubenden Knall unter, der den Rest der Glasscheibe neben der Eingangstür aus dem Rahmen riss und in tausend kleinen Scherben auf den Boden klirren ließ.

„Diese verfluchte Silvester-Ballerei; ich wusste schon, wieso ich die Fensterscheibe im letzten Jahr nicht habe reparieren lassen.“ Mit diesen Worten stellte er den Jägermeister mit voller Wucht auf die Theke, dass er überschwappte und rannte zornig nach draußen.

Ich sah ihm nach, trank einen Schluck und verzog den Mund. Nicht mein Getränk. Nur dieser eine Schluck verursachte mir schon solche Kopfschmerzen, mit denen andere erst am nächsten Morgen aufwachten, wenn sie zu viel davon oder durcheinander getrunken hatten.

Ich schaute durch den scheibenlosen Rahmen des Fensters hinter ihm her. Die dunkle Straße wurde durch bunte Lichter erhellt und ließ die heruntergekommenen Häuser nach dem Verglühen der Feuerwerkskörper wieder gnädig im Dunkel der Nacht verschwinden. Ich seufzte.

Ich liebte diese Nacht der Nächte. Ich wusste um ihre Magie und Macht und Schönheit. In dieser einen Nacht war alles möglich. Seit so vielen Jahren war ich auf der Suche nach meinem

Leben und fand es nicht in der Vertrautheit meiner Heimatstadt und auch nicht in der südlichen Fremde.

„Schmeckt dir mein Jägermeister nicht?“. Er stand außer Atem vor mir und zeigte auf das noch fast volle Glas in ihrer Hand.

„Na ja, ich kriege Kopfschmerzen davon. Kann ich noch so einen Kakao kriegen?“

Er grinste und sagte: „Na klar. Gib mir das Glas, ich habe die Kopfschmerzen erst morgen!“ Er nahm mir das Glas aus der Hand und unsere Finger berührten sich nur für den Bruchteil einer Sekunde.

Ich zuckte erschreckt zurück, weil mich diese völlig unerwartete Berührung in die erste Vision seit einem Jahr katapultierte. Ich sah mich blutend unten an der Treppe liegen. Vor mir saß ein Junge du über mir grinste der Schatten. Ein junger Mann kümmerte sich um mich und den Jungen. Ich war gestorben. Ich war genau aus diesem Grund Silvester immer alleine, damit genau das nicht passierte und ich eine Nacht ohne Vision erleben und vielleicht mal durchschlafen konnte. Jetzt war ich wieder zu allem bereit, um sie zu vergessen.

„Ähm...“ Er räusperte sich. „Könntest du meine Hand wieder loslassen. Ich weiß ja, welche Wirkung ich auf Frauen habe, deshalb arbeite ich auch hier, damit mir das nicht dauernd passiert...“ Er grinste schief und nahm seine Hand behutsam aus meiner.

„Tschuldigung, ich...“ Ich wusste nicht weiter und wurde rot.

„Kein Problem, ich bin schon schräger angemacht worden! Den Kakao mache ich dir natürlich trotzdem.“

„Ich habe dich nicht angemacht. Ich kann... Ich hatte... Ich...“ Ich war mit jedem Wort einen Schritt näher auf ihn zugegangen und blieb mit meinen angefangenen Sätzen direkt vor ihm stehen. Ich wollte die Vision jetzt und auf der Stelle vergessen.

„Küss mich ruhig!“, sagte er grinsend. „Wenn du es nicht tust, mache ich es! Also? Welches Wort mit „K“ hättest du gerne? Kuss oder Kakao. Und wenn dir die Entscheidung leichter fällt, jemanden zu küssen, dessen Namen du kennst. Mein Name beginnt immer noch mit „K“. Kasper.“

„Kasper?“

„Ja, Kasper Hauser! Ich war das Experiment meiner Eltern.“ Er schaute mich an. „Verstanden?“ Er grinste. „Auch diese Wirkung auf Frauen ist mir sehr vertraut, wenn Sie meinen Namen hören. Wie ist deiner? Ich küsse lieber Frauen, deren Namen ich kenne.“

„Du kennst meinen Namen, du Macho!“, sagte Konstanze.

Kapitel 31 Geburtstagskakao und Mondbier

„Mmh, Konstanze und Kasper. Dieses Jahr kann nur besser werden als das letzte.“ Er beugte sich langsam zu meinem Gesicht und als seine Lippen meine berührten, schmeckte sie klebrigen Jägermeister, der ihr zu ihrer Überraschung keine Kopfschmerzen machte und nach mehr schmeckte...

„Und, Konstanze, meinst du Kakao und Jägermeister vertragen sich?“

„Ich weiß nicht, meine Gedanken denken jetzt schon in Klischees. Wie soll das nur weitergehen?“

„Probier' es aus!“

Beim nächsten Kuss vergaßen ich alles um mich herum und bemerkte den Schatten an der gegenüberliegenden Hauswand nicht, der uns beobachtete. Erst viele Jahre später begriff ich, wie gefährlich der Schatten wirklich war.

In dieser Nacht wurde auch Scrabbie gezeugt, aber das wussten wir beide nicht und als ich es wusste, ...

Scheiße, wenn Kasper mein Vater war, dann war ja Gustav mein Halbbruder. Der Typ mit der Glatze. Ich stellte mich vor den Spiegel. Sahen wir uns ähnlich? Na ja, ich hatte auf jeden Fall mehr Haare! Nein, oder? Wie viel neue Familie denn noch? Ich las noch einmal den letzten Absatz aus dem Tagebuch. Ich musste unbedingt zu ihm hin, auch wenn das gerade vielleicht ziemlich unpassend war. Ich hatte einen Bruder. Ich hatte mir immer einen Bruder gewünscht. Aber, einen wie Gustav? Ich grinste. Na ja, nicht direkt. Und dann war da auf einmal ein so großes Gefühl in mir. So blau und grün und gelb und orange und viel größer als die Traurigkeit und es fühlte sich an wie meine bunte Lieblingskapuzenjacke, die innen aus Nickistoff war.

Kapitel 31 Geburtstagskakao und Mondbier

Gustav hatte geschlafen. Er war direkt in die Wohnung nach oben gegangen und hatte sich aufs Ohr gelegt. Ich war mir sicher, dass er noch was eingeworfen hatte, aber das war wohl gerade sein geringstes Problem. Er hatte nichts gesagt, aber ich hatte seinem Gesicht

angesehen, dass es nicht wirklich gut gelaufen war. Ich sollte ihm wohl erst einmal nicht sagen, dass ich es war, die Marlene zur Polizei geschickt hatte.

„Kann ich ein Mondbier haben?“, fragte Otte.

„Mondbier?“, fragte ich. „Was ist das denn? Hat Gustav das in seinem Sortiment?“

Otte grinste. „Na, klar, das ist Malzbier.“

„Ah, Kinderbier!“ Ich nickte und holte Otte eine Flasche aus dem Kühlschrank.

„Wenn ich den Mond sehe, kann ich zu trinken anfangen, hat mal jemand im Klön Eck gesagt. Das war damals meine Stammkneipe hier die Straße rauf, unterhalb der Kirche und zu der Zeit, als ich noch meinen Job als Busfahrer bei der MVG hatte. Nur ein, zwei Feierabend-biere an der Theke und dann bin ich nach Hause! Ich habe es Marlene versprochen, mit dem Alkohol aufzuhören und sie meint, Malzbier könnte mir für den Anfang nicht schaden, denn alkoholfreies Bier würde noch zu sehr nach Bier schmecken.“

„D-u hörst auf Marlene?“ Ich lachte.

„Ja, das war letztes Mal wirklich knapp!“ Otte Stimme zitterte leicht und brach am Ende ...

„Ja, das war es!“, sagte ich. „Kein einfacher Weg, aber Hut ab, dass du das machst. Meinen Respekt hast du, Otte!“

Otte wurde ein wenig rot und auch ein wenig größer.

„Hallo Otte!“, sagte Gustav. Er kam gerade etwas verschlafen aus dem Hinterzimmer und gähnt laut.

„Hallo Gustav! Siehst ganz schön verkatert aus, ohne vermutlich einen Kater zu haben!“, lachte Otte und hob seine Flasche hoch.

Gustav grinste. „Stimmt, ich habe heute einen Wahrheitskater. Ich habe zu viel die Wahrheit erzählt!“

„Kakao?“, fragte ich.

„Ja, gerne! Mit Sahne, bitte!“

Gustav setzte sich neben mich auf den Hocker und stütze seinen Kopf auf beide Hände.

„Ich mach mich mal vom Acker! Macht`s gut!“, sagte Otte und verschwand in der Dunkelheit des Abends.

„Ein Spezial-Kakao nach einem Scheißtag! Bitte schön!“ Ich stellte ihm eine große Tasse vor`s Gesicht.

„Danke. Otte trinkt Malzbier?“

„Ja, er hat Marlene getroffen!“ Ich grinste.

„Ja, ich auch!“, Gustav verzog sein Gesicht.

„Ich weiß!“, grinste ich.

„Woher?“, fragte er und trank einen großen Schluck Kakao.

„Ich habe sie zu dir geschickt?“

„Na super, sie hat mich übelst klein gefaltet und mir zwei geschmiert, mitten auf der Straße, zack, einmal rechts und dann links! Voll durch meine Deckung!“ Er grinste gequält.

„Aber zu Recht, oder?“

„Ja, leider ...“

„Und, wie war`s?“

„Sie haben mich gehen lassen, weil sie keine Beweise haben. Aber, sie haben Rolands Bild und werden ihn befragen. Ich bin mir nicht sicher, ob er das gut verkraftet, du weißt ja, wie er ist!“

„Ja, aber er macht das. Er kann mehr als wir alle denken! Hast du mal alle seine Bilder gesehen? Konstanze hat sie gesammelt. Sie sind unglaublich gut. Sie berühren dich, wenn du sie ansiehst. Sie gehen richtig tief ...“

„Ja, ich weiß. Das ging mir gerade bei der Polizei so, als ich das Bild von Konstanze und Roland und dem Schattek auseinandergefaltet und auf den Tisch gelegt habe ...“ Seine Stimme brach zum Ende seines Satzes ähnlich wie gerade bei Otte. Er räusperte sich und sagte dann nichts mehr.

„Heute ist ein wichtiger Tag. Heute ist mein altes Leben Geschichte und hoffentlich auch Schatteks Freiheit.“

„Ist ein gutes Omen, heute ist mein Geburtstag!“, sagte ich und grinste.

„Ach Scheiße Mann, das habe ich total vergessen. Herzlichen Glückwunsch!“ Er kam auf mich zu, wollte mir die Hand geben, ließ sie sinken und nahm mich kurz in den Arm. So lang wie er es halt haben konnte, so als cooler Ex-Boxer, der es nicht so mit Gefühlen hat. „Ich lade dich groß zum Essen ein, wenn du magst; dann machen wir die Bude hier mal einen Abend zu. Was sagst du?“

„Gute Idee, aber was hältst du davon, wenn wir das hier morgen zum 1. Advent mit Scrabbie und Roland und ihren Müttern gemeinsam feiern? Und, Marlene natürlich!“ Er boxte mich in die Seite. „So viele Frauen, Alter?“ Er verdrehte die Augen.

„Ja, vor allen Dingen die Eine. Versau es nicht und ruf sie an!“

„Jetzt? Bist du wahnsinnig, dann ist die nächste Abreibung fällig!“

Kapitel 32

Ein seltsamer erster Advent und ein neuer Bruder

Ich lachte laut. „Da steht er, der gefürchtete Boxer Gustav Gnadenlos, Kasper Junior, er, der noch jeden in der ersten Runde ausknockte, geht in die Knie vor einer Frau, die er einfach nur anrufen soll. Meine Güte, schick ihr eine Nachricht!“

„Ich bin echt froh, dass du wieder da bist. Wenn ich irgendwas für dich ...“

Ich unterbrach ihn. „Ich weiß. Im Moment ist mir die vorübergehende Bleibe bei dir mehr als genug Hilfe, o.k.! Also, lenk jetzt nicht ab, beweg deinen Arsch!“ Er trollte sich mit seinem Smartphone und ich fühlte mich das erste Mal seit langer Zeit wieder wohl und hatte ein Gefühl von Hoffnung, auch mein Leben bis zu meinem nächsten Geburtstag auf die Kette zu kriegen.

„Vertrau auf das, was längst da und in dir schlummert!“. Das hatte Konstanze immer zu mir gesagt und mir in den Karten keine große Zukunft, aber ein gutes und schönes Leben mit Menschen, die mich wertschätzen, gesehen. Und Kakao gehörte für mich dazu. Ich trank noch eine Tasse voll davon, denn er schmeckte süß und nach Ankommen und dem nächsten Morgen. Davon konnte ich nie genug bekommen.

Kapitel 32

Ein seltsamer erster Advent und ein neuer Bruder

„Gustav hat uns beide zum Ersten-Advent-Kaffeetrinken in den Kiosk eingeladen!“ sagte ich beim Frühstück zu meiner Mutter. Es war ihr erster freier Tag seit langem, sie hatte ausgeschlafen und sah sehr entspannt aus. Sie würde bestimmt Nein sagen und auf der Couch bleiben und ihren Bären tag, so nannte sie einen Tag auf der Couch, mit einem guten Buch verbringen.

„Hast du was dagegen, wenn ich mitkomme?“, fragte sie.

Ich verschluckte mich an meinem Brötchen mit Quark und Nutella und schaute sie überrascht an. „Du willst echt mit?“, fragte ich nochmal nach.

„Ja, ist das so ...“ Sie suchte nach den richtigen Worten.

Ich war schneller. „... ungewohnt? Ja, das ist es! Aber ja, ich würde mich freuen!“

Sie entspannte sich sichtlich. „Sollen wir Plätzchen backen und mitnehmen. Ich habe alles da!“

Ich nickte und überlegte, wann wir das das letzte Mal zusammen gemacht hatten.

Also ob sie meine Gedanken lesen konnte, sagte sie leise: „Ja, es wird Zeit, es ist viel zu lange her ...“

Wir einigten uns auf Berliner Brot und hatten sehr viel Spaß beim Backen. Wir hörten sogar Radio dabei und sie summte tatsächlich mit. So gut gelaunt hatte ich sie lange nicht erlebt.

„Weißt du, wer noch kommt?“, fragte sie.

„Ich denke, Roland mit seiner Mutter und Marlene, die Ärztin von der Fabrik und Lysander, der wohnt jetzt bei Gustav, bis er was Eigenes hat.“

„Ich glaube Konstanze würde das gefallen!“, sagte sie und legte das Berliner Brot in die Plätzchendose.

„Ja, das glaube ich auch!“, sagte ich und sagte erst einmal nichts von meinem Halbbruder, der mich eingeladen hatte. Wenn er mein Halbbruder war, was war meine Mutter, die ja nicht meine echte Mutter war, dann von ihm? Ich war ziemlich aufgeregt wegen der Einladung, weil ich ja jetzt nicht wusste, wie das werden würde mit Gustav und dann kam auch noch Roland, der beim letzten Mal auch komisch war. Vielleicht war Marlene ja wieder gut drauf. Mal sehen, wie sie mit meiner Mutter auskam. Ich war ja nicht alleine. Das war ein gutes Gefühl.

Roland schickte eine Nachricht: Brauchen noch etwas, meine Mutter kann sich nicht für eine Bluse entscheiden. Sehen alle gleich aus.

Sag ihr, welche dir am besten gefällt, schrieb ich zurück.

Habe ich gemacht, da hat sie gestrahlt und war fertig. Kommen jetzt.

Scrabbie grinste, na, also!

„Du magst ihn, oder?“, fragte sie.

„Wen meinst du, Roland?“, fragte ich und schaute von dem Display meines Smartphones auf.

„Ja, wenn Roland derjenige ist, der dir so ein Leuchten ins Gesicht zaubert, dann meine ich wohl Roland.“

Ich war froh, dass es auf dem Weg zum Kiosk schon etwas dunkel war niemand und unter meiner Mütze sah, dass ich rot wurde und so ein großes, buntes Gefühl in meinem Bauch hatte, das mich grinsen ließ.

„Mmmh!“, sagte ich ausweichend.

„Ich finde, er ist ein lieber Kerl. Nicht immer einfach, bestimmt nicht, aber einer, der das Herz auf dem rechten Fleck hat und sich seine Welt zurechtrückt.“ Wir sahen gerade, wie Roland

vor dem Kiosk die Fußmatte zurechtlegte und dann seiner Mutter den Vortritt ließ, die geduldig neben ihm gewartet hatte.

Der Kiosk sah heute ganz anders aus. Er war nur durch Kerzenlicht erleuchtet. Über dem Kühlschrank und der Theke lagen Lichterketten, Sterne und Schneeflocken. Das etwas kühle und weiße Neonlicht war ausgeschaltet und gab dem Raum eine schöne und gemütliche Atmosphäre. Der Tisch, an dem Roland immer saß hatte noch einen zweiten Tisch dazu bekommen und auf dem lag eine dunkelgrüne Samtdecke. Darauf standen Teller, Tassen, Besteck und ein Marmorkuchen, den hatte Marlene gebacken.

Und, es roch wunderbar nach Kakao. Lysander stand neben seinem Riesen-eigentlich-Glühwein-Topf und strahlte. An der Eingangstür stand „Heute wegen Adventfeier geschlossen!“ Gustav begrüßte uns, heute ganz ohne Dreitagebart und schloss nach uns die Tür zu.

„Wow, Gustav, was ist mit deinem Gesicht passiert?“, begrüßte ich ihn und zeigte auf das kleine Pflaster an der linken Wange.

„Hallo Scrabbie, ich freue mich auch dich zu sehen!“, Er lachte und rieb sich über die Wange.

„Steht mir, oder? Das musst du zugeben!“

„Lob ihn nicht zu sehr, sonst hört er gleich wieder auf sich zu rasieren!“, kam eine Stimme aus der Küche. Marlene kam mit einem Teller voller Frikadellen heraus. „So, für die unter uns, die es lieber herzhaft mögen.“

„Na, da passen doch die frischen Brötchen super zu!“, sagte meine Mutter, die es sich nicht hatte nehmen lassen, noch eine große Tüte voll in der Filiale abzuholen. „Hallo Marlene!“

„Stimmt, auf jeden Fall. Hallo Gabriele!“, sagte Marlene und die beiden Frauen sahen sich einen Moment lang an. Erwachsene sagen manchmal nichts und sind dabei so laut, dass sie besser in einen anderen Raum gehen sollten. Das taten sie dann auch. Sie verschwanden beide wortlos in der Küche und ich würde mich hüten, da mitzugehen.

Roland saß schon an seinem Platz am Tisch und seine Mutter bekam gerade schon von Lysander ihre erste Tasse Kakao. Ich nickte den beiden zu.

„Hallo Roland!“, sagte ich.

„Hallo Scrabbie! Deine Bluse sieht auch gut aus!“, bemerkte er.

„Danke, ist meine Lieblingsfarbe!“, antwortete ich.

„Ich weiß!“ Roland sah nicht auf, er zeichnete weiter.

„Na, ihr beiden Turteltauben, alles klar bei euch!“ Gustav setzte sich grinsend zu uns.

„Dir geht es ja richtig gut!“, sagte ich.

„Ja, ich habe wichtige Entscheidungen in meinem Leben getroffen, endlich die Wahrheit gesagt und das bekommt mir ziemlich gut.“

„Deinem Gesicht auch!“, grinste ich und er boxte mich in die Seite. Ziemlich lasch.

„Er trägt heute auch sein Lieblingshemd, wegen Marlene. Sie hat bestimmt auch gesagt, dass ihr das am besten gefällt!“ Roland kicherte und Gustav lachte mit.

„Roland, du kennst dich aus mit den Frauen!“ Er schaute Roland lange an. „Und, ich bin sehr froh, dass dir nichts passiert ist.“ Roland schaute auf. „Du weißt doch, der Baum passt auf uns auf, weil Konstanze ihn gepflanzt hat! Hier!“ Er reichte Gustav das nächste Bild und der holte tatsächlich einen Rahmen aus dem Schrank, hängte seine Boxtrophäe ab und das Bild auf.

Ich stellte mich vor das Bild und sah den Kiosk genau so, wie er gerade war. Roland hatte sich sogar selbst gemalt. Ich saß vor ihm, Gustav daneben, Lysander stand mit Rolands Mutter beim Kakao und Marlene und meine Mutter standen mit einem Kakao in der Küchentür. Ich bekam eine Gänsehaut, als ich im Fenster den Baum entdeckte und das Gesicht von Konstanze. Ich schaute noch einmal hin. Ja, Roland hatte ihr Gesicht hineingezeichnet. Ich drehte mich herum, so, als würde ich erwarten, dass sie wirklich hier war.

„Sie ist hier!“, sagte Gustav leise und ich glaube, er kämpfte gerade ebenso mit seinen Tränen wie ich.

„Heulsuse!“, sagte ich.

„Selber!“, sagte er. Und ich dachte in dem Moment, wie cool es war, einen solchen Halbbruder zu haben, auch wenn das vermutlich nur ich wusste. Mir reichte das im Moment, denn so konnte alles hier sein, ohne, dass sich Konstanzes Schatten auf alles legte.

„Ich habe Hunger!“, verkündete ich und wir setzten uns alle an den Tisch und aßen gemeinsam.

Kapitel 32
Ein seltsamer erster Advent und ein neuer Bruder

Epilog

Wir waren pünktlich in Venedig gelandet. 12:20 Uhr, von Düsseldorf. Das hatte Roland beruhigt, der mittlerweile nicht mehr die Flugnummer EW 9810, den Flugzeugtypen und die Start- und Landezeiten vor sich hinmurmelte. Über den Alpen war er ruhiger geworden. Roland hatte die Kopfhörer aufgesetzt und sich vermutlich zum x-ten Mal den Anfang der Herr der Diebe von Cornelia Funke angehört:

„Es war Herbst in der Stadt des Mondes, als Victor zum ersten Mal von Prosper und Bo hörte. Die Sonne spiegelte sich in den Kanälen und überzog die alten Mauern mit Gold, aber der Wind blies eisig vom Meer herüber, als wollte er die Menschen daran erinnern, dass der Winter kam. In den Gassen schmeckte die Luft plötzlich nach Schnee, und die Herbstsonne wärmte nur den Engeln und Drachen hoch oben auf den Dächern die steinernen Flügel.“

Ich bekam den 2. Kopfhörer. Das tat er nur bei mir. Wir saßen im Vaporetto nebeneinander, Roland am Gang. Er war viel zu früh aufgestanden.

Er war vom Bootsführer streng ermahnt worden, wieder nach unten zu gehen, was Roland getan hatte. Roland war die drei Stufen, an den vielen Koffern der Touristen vorbei, wieder heruntergegangen, hatte sich neben mich gesetzt, war wieder aufgestanden, die Treppe hinaufgegangen. Das ärgerliche „Attenzione!“ des Bootsführers hatte ihn wieder umdrehen lassen. Das wiederholte sich von Certosa bis Arsenale fünfmal.

Roland wurde immer nervöser. Er nestelte an seiner Kapuzenjacke, wenn er saß, holte den gefalteten Fahrplan der Alilaguna heraus, verfolgte die gezeichnete Fahrtroute mit dem Finger nach, faltete den Plan wieder und steckte ihn ein. Dabei murmelte er die Ankunftszeiten leise vor sich hin. Als ich die Hand nach ihm ausstreckte, zuckte Roland zusammen. Ich nahm meine Hand von seinem Arm.

„Tschuldigung!“, murmelte ich und sah hinaus. Arsenale, endlich waren sie da. Hatte ich richtig gehandelt, Roland diesem Stress auszusetzen und hierher mitzunehmen?

„Du hast alles richtig gemacht!“, sagte gerade Gustav neben mir. Nur, weil Gustav mitflog, durften Roland und ich überhaupt alleine ohne unsere Mütter, die beide so kurz vor Weihnachten keinen Urlaub bekommen hatten, hierher nach Venedig fliegen. Gustav hatte sich sofort bereiterklärt mitzufliegen. Marlene würde nachkommen und die beiden machten Urlaub hier und würden Roland und mich am Vormittag des Heiligen Abend zurück in den

Flieger nach Deutschland setzen. Lysander übernahm in der Zeit seinen Kiosk. Ihm machte die Arbeit im Kiosk mit den Leuten Spaß und die Leute mochten ihn.

„Die Einnahmen reichen für uns beide, wenn wir das Sortiment weiter erweitern. Lass uns Partner werden! Denk in Ruhe drüber nach. Keine übereilte Flucht, bitte.“, hatte Gustav Lysander noch vor dem Abflug gesagt. „Überleg es dir in Ruhe.“

Ich war gespannt, ob Lysander das machen würde, aber ich glaube schon, denn er mochte es, im Kiosk zu sein und mit den Menschen zu reden und ihnen die Dinge zu verkaufen. Sein Kakao war jetzt schon der heimliche Renner. Das sprach sich schnell herum. Sogar Otte hatte mal einen probiert und ganz gut vertragen.

Ich war ziemlich aufgeregt, weil ich noch nie zu einer Testamentseröffnung gewesen war. Darüber hinaus war ich auch noch nie in Venedig. Vielleicht würde Konstanzes Notar am nächsten Tag das Rätsel aufklären und all das wettmachen und erklären können.

Ich atmete tief durch und verließ das schwankende Vaporetto und stand nach ein paar Schritten auf der festen Kaimauer. Roland stand schon mit Gustav an der Laterne.

„1567. 1568. 1569.“

Am nächsten Morgen saß ich im Café in der Via Garibaldi und sah wie Roland auf der anderen Straßenseite auf die Zahlen an den Häuserwänden zeigte, kurz stehenblieb, sie vor sich hinmurmelte. Ich sah, wie sich seine Lippen bewegten, - und er weiterging bis zum nächsten Hauseingang.

Er hatte mich noch nicht gesehen. Ich war früher aufgestanden, hatte mich rausgeschlichen um Cornetti zu kaufen und hatte das Gustav getroffen, der auch nicht mehr schlafen konnte. Ich steckte mir trotz seines missbilligenden Blicks eine Zigarette an, trank meinen Schluck Espresso und schloss kurz die Augen. Ja, ich trank den Espresso nicht nur wieder. Er schmeckte mir, schmeckte nach mehr und nach Freiheit. Eine Freiheit, die ich in diesen kurzen Momenten allein zu genießen begann, auch wenn ich noch immer nicht begreifen konnte, dass mir Konstanze dieses unglaubliche Geschenk gemacht hatte, dass mir, laut Notar, aber erst mit 18 Jahren gehören würde. Dieses winzige Apartment im ersten Haus der Via Garibaldi, mit Blick auf den Kanal und beschützt von zwei Löwen auf dem kleinen Balkon. Ich war gerade mal 15, hatte noch keinen Führerschein, keinen Schulabschluss und besaß schon ein Apartment in Venedig.

Und einen Bruder, einen echt coolen Halbbruder! Krass!

„Ich muss dir was sagen!“, begann ich, weil ich dachte, das wäre hier der ideale Ort, weit genug weg von zuhause. Ich holte das Tagebuch von Konstanze raus, schlug eine Seite auf und reichte es ihm.

„Schleppst du die jetzt überall mithin?“, fragte er.

„Ja, bitte lies das. Es ist wichtig!“

Und er las. Ich trank einen Schluck Espresso und schloss die Augen.

„Deine Tasse steht falsch!“, sagte eine Stimme neben mir.

„Heute ist Samstag, da stehen die Tassen genau richtig!“ Ich öffnete die Augen und schaute Roland an, der vor mir stand. „Möchtest du dich setzen?“, fragte ich, wohlwissend, dass er das nicht tun würde.

„Nein, die sind zwei Zentimeter zu hoch und der Tisch wackelt. Ich gehe nochmal weiter.“

Roland schob meine Espressotasse zurecht und ging nach links, auf der gegenüberliegenden Seite des Gemüseschiffes entlang des kleinen Kanals, vorbei zur Brücke. 11 Stufen hinauf. 11 Stufen hinunter.

Ich machte meine Zigaretten aus, trank den letzten und schon kalten Schluck Espresso aus und schaute auf Gustav, der immer noch las. Dann hob er seinen Kopf und schaute mir direkt in die Augen. Er weinte.

„Scheiße, ich habe eine Schwester. Und auch noch eine, die boxt. Was für ein riesengroßes Glück ich dich habe! Komm mal her, wenn ich das als jetzt amtlicher Halbbruder tun darf.“

Er stand tatsächlich auf und breitete seine Arme aus.

„Ist das jetzt hier nicht ein bißchen peinlich?“, fragte ich etwas verlegen.

„Peinlich, du? Kleine Schwester, im Leben nicht!“ Er nahm mich in die Arme und drehte mich ein paar Mal herum. „Im Leben nicht!“, rief er und lachte.

„Lass mich runter, mir wird schlecht!“, lachte ich.

Er stellte mich wieder auf meine Füße.

„Und, was sagst du dazu?“, fragte er leise.

„Ich wollte schon immer einen großen Bruder haben! Du bist als Bruder ziemlich cool!“, gab ich zu. Er drückte meine Hand.

„Danke! Ich muss Marlenen anrufen! Bis nachher!“

Ich freute mich, weil seine ganze Körperhaltung diese riesengroße Freude ausdrückte, die mit nichts auf der Welt zu bezahlen ist. Er stand da am Kanal, hatte sein Handy in der Hand und gestikuliert wild und winkte mir zwischendurch immer wieder lachend zu.

Ich kniff mich selbst in den Arm und schrie leise auf. Das erlebte ich gerade alles wirklich, das war kein Traum! Ich bezahlte und ging in den Park in die Sonne an den Kanal.

Roland würde mich finden, selbst hier in Venedig. Ein Venedig, das ihn mit seinen engen Gassen, vielen Menschen, anderen Geräuschen, Gerüchen und Farben immer noch Angst machte, als dass er das Andere es genießen konnte. Vielleicht würde Roland das vermeintlich Andere niemals genießen können, weil er sich nicht an Gewohntem festhalten konnte. Geborgenheit fiel mir gerade ein.

Roland und Venedig waren wie Italien ohne gutes Essen. Ich stand auf genau das, weil ich Konstanze hier überall sehen und spüren konnte. Hier fühlte ich mich ihr das erste Mal wieder so nah, ohne schwarztraurig zu sein. Ich wollte irgendwann für immer hierbleiben, unbedingt. Vielleicht musste ich aber noch einmal zurückfliegen, um als eine Andere wiederzukommen. Meine Immer-Noch-Mutter würde das niemals erlauben. Oder? Sie hatte mich mit Gustav und Roland alleine fliegen lassen, was sie früher niemals zugelassen hätte. Auch sie veränderte sich und ließ mir meine Freiheit oder besser gesagt, die Freiheit, die sie glaubte, mir mit 15 Jahren zustand. Und, ich war mir sicher, dass sie mich auch gerne begleiten würde, irgendwann.

Meine Gedanken tanzten auf den Wellen des Kanals und als ich Gustav und Roland auf mich zukommen sah, war da wieder dieses große blaue Gefühl, das alles ausfüllte.

„Danke Konstanze!“, flüsterte ich.